

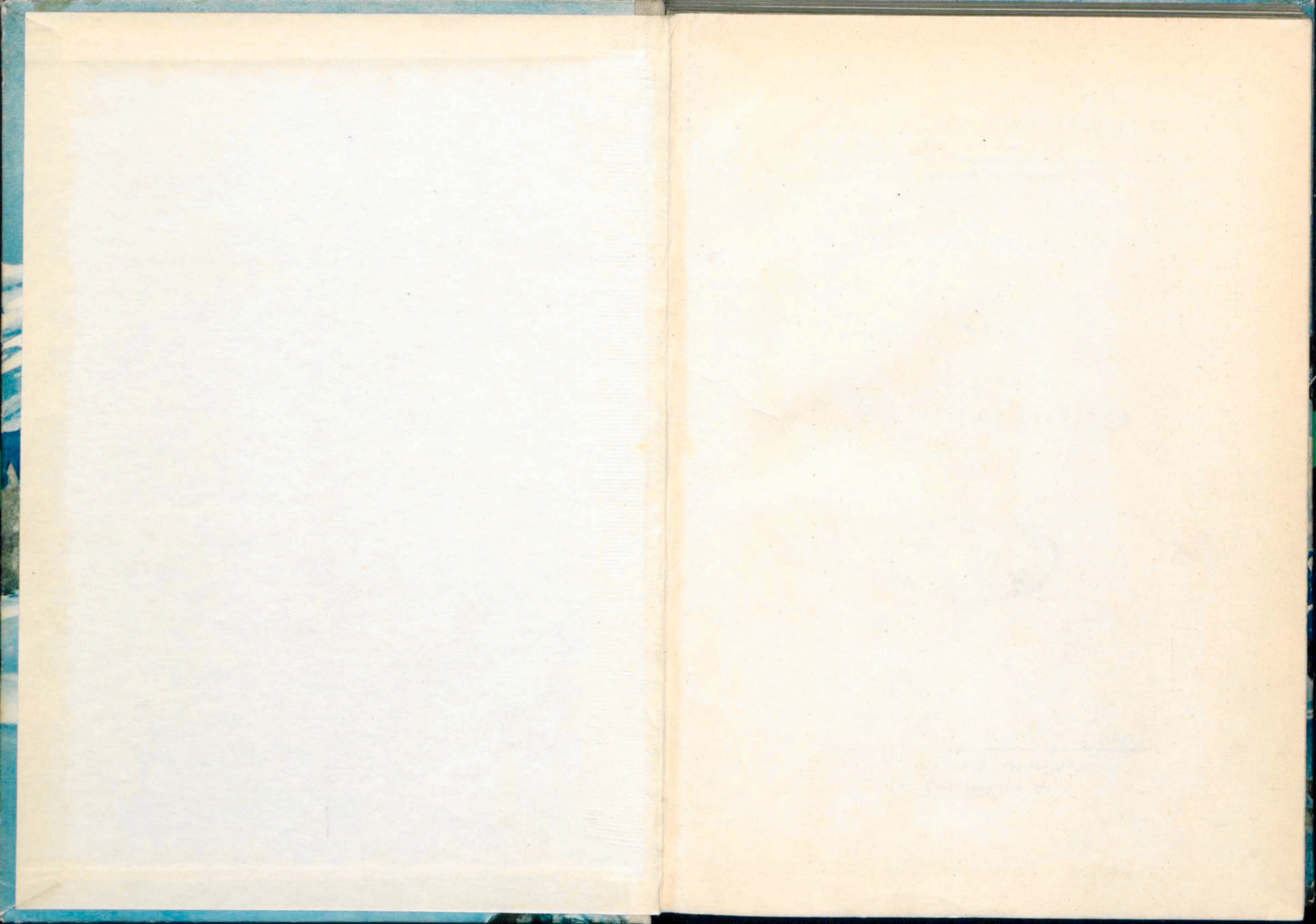
Deutsche Landschaft



Schlesische Gebirge

VERLAG

A. ANTON & CO. LEIPZIG



Deutsche Landschaft
in Wort und Bild

Herausgegeben von Hanns Gieseler

Band 3:

Schlesische Gebirge



Alle Rechte vom Verlage vorbehalten
Verlagsnummer 911

Frider. Swan: Klarer Sonntag im verschneiten Sfergebirge



Schlesische Gebirge

6 farbige
und 10 schwarze Bilder



Verlag von A. Anton & Co. in Leipzig

Volksbücherei
des Kreises
Hirschberg i. Regb.

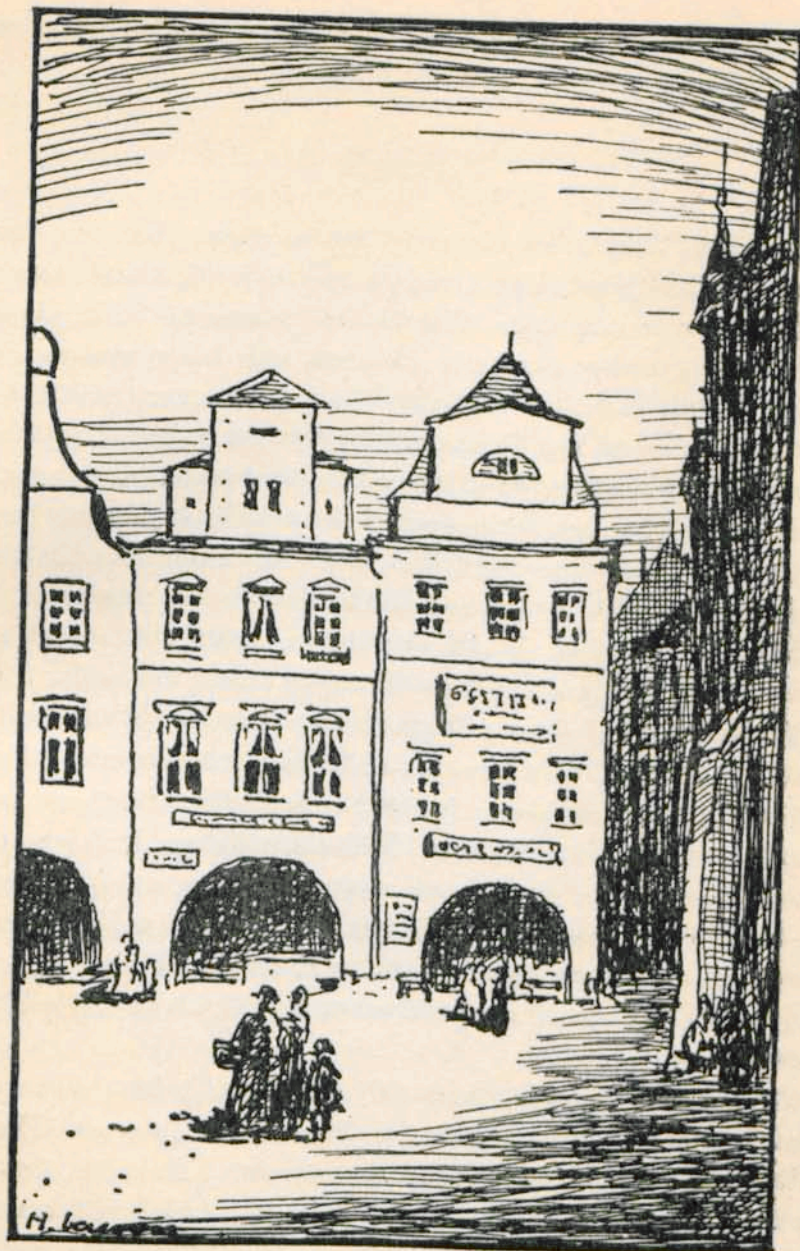
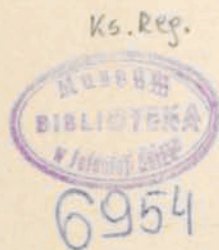
33/28

H&50

Vorspruch

Ich möchte gar nicht so reisen: Pferde und
Kaffee und frisch überzogene Betten und
Nachtmüßen und Stiefelknecht vorausbe-
stellt. Das ist just das Schönste, wenn wir
so frühmorgens heraustreten und die Zug-
vögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar
nicht wissen, welcher Schornstein heut für
uns raucht, und gar nicht voraussehen, was
uns bis zum Abend noch für ein besonderes
Glück begegnen kann.

Joseph Freiherr v. Eichendorff



Herbert Karon: Markt in Hirschberg (Schlesien)

Iferwald

Iferwald! Täglich vernehme ich sein ersehntes Rauschen, und wo das Ohr des Heimkehrenden versagt, dort wollen die Bächlein einen Widerhall davon nachtragen. Und die Bäche leiten den Waldgänger wieder empor, wollen unter den Bäumen noch lauter werden und lärmten in dem Geröll der Schluchten so, daß für andere kein Raum bleibt und die Vögel dort stumm auf den Zweigen zu hüpfen scheinen. Und das Getöse des Wassers ist hier anders und dort anders, und wenn es einmal zwischen den Stämmen verrinnen will, so zeigt das ferne Schaumleuchten von oben her, daß es vorhanden ist und seine Stimme bereits entgeschickt, wenn auch das Ohr sie noch nicht vernimmt.

Gehen wir seitwärts, so will es nacheilen, mattet sich ab und erstirbt dann plötzlich, wie verhaltene Atemzüge unter einer Decke. Hier bei diesem Steinblock ist es noch gewesen; doch wenige Schritte weiter scheint es ausgetilgt. Und dann hat es Launen, und man kann wieder nach dem Stein zurückkehren, ohne daß es laut wird. Geht man noch weiter, dann wird Treue belohnt: Mit einem kleinen Ruck setzt das Frauenstimmchen ein, als ob es nie weg gewesen wäre, und schmeichelt uns wieder hinab nach seinem Ursprung. Dort aber ist es für uns verloren; denn es springt unter die singenden Schwestern hinein, und wir müssen schon bis an den Hang zurückgehen, um es wieder aus dem Chor hervorzulocken.

Schlägt man sich aufs Geratewohl zur Seite, so kann man auch einem jener grünen Bänder nachgehen, die über dem Hang zum Bache herkommen. Das sind die Pfade niedersteigender Wässerlein, bedeckt mit den winzigen Dreierherzen des Hasenflees, den Schirmblättern der Pestwurz und dem zierlichen Gefieder der Farne. Jeder solche Wasserlauf führt zu einer kleinen, grünen Insel, die weiter oben in den nadel-

bestreuten braunen Waldgrund gebettet ist und wo der Quellsaden verschämt hervorrinnt zwischen Schachtelhalmen, Habichtskräutern und Vergißmeinnicht.

So demütig ist er noch. Um jedes Steinlein schmiegt er sich; das Würzelchen ist ihm eine Stauwehr, und an sandigen Stellen will er gar sein Leben lassen. Aber er ist auch beharrlich, unterwühlt den Stein und trägt vor die Wurzel Körnlein um Körnlein, bis er glatt niederrinnt. Und durch den Sand gräbt er wahre Wunder von Kanälen.

Und blickst du nach dem Bach zurück, so kommt zwischen den Stämmen nur ein schwaches Glizern herauf; es sei denn, du hättest an einer Salzwendung das Glück, seinen Lauf übersehen zu können, der wie eine Spur rinnenden Lichtes dahingeht. Dann fühlst du, wie er deine Gedanken mit über den Waldsaum hinausnimmt zu den Äckern und Wiesen und den Häusern der Menschen, und es kommt dir vor, als könne auch das Wipfelrauschen um dich der Lockung nicht widerstehen und schwinde sich über jenem glänzenden Wasserbande von Hang zu Hang mit hinaus in die Weite.

Wie lind all dies Waldgetöse in die Seele eingeht! Und doch, das Rasseln und Dröhnen der Weltstadt, das wie drohendes Murren eines Ungeheuers zum Himmel steigt, ist gering vor den Tonmassen, die den Gebirgswald erfüllen; nicht vor dem stetigen Geraun, das nur manchmal auf einen Augenblick über den Hang hinübergeslogen zu sein scheint, aber im Husch wieder zurückkommt, sondern vor der kräftigen Stimme des Waldwindes, die ehrfürchtig aufhorchen macht und den ganzen Menschen gefangenimmt. Schon, wie die Ferne dumpf aufbraust, fühlt man, daß etwas Gewaltiges einherkommt, vor dem die Wipfel in der Runde erschauern, und dann schwillt die Tonflut heran. Mächtiges Dröhnen stürzt sich in die Baumkronen über dir und ist im Nu wieder enteilt. Durch das Krachen und Schlagen der Äste hindurch hörst du es bereits in die Ferne stürmen und wieder in jenes dumpfe Brausen übergehen, von dem man schließlich nicht weiß,

ob es noch dem Geschiedenen angehört oder schon Vorbote eines nächsten Windstoßes ist.

Am Boden sind die Schatten noch in Bewegung und die Gräser und das Heidelgestrüpp. Wie dann eines um das andere zur Ruhe kommt, geht doch oben in den Wipfeln das geringe Gausen der Tannen fort, das so vieltönig ist und in das man Unendliches hineinlegen kann: Worte, Klänge, Rhythmen, wie sie dem Einsamen durch die Seele gehen.

Anders ist es, von unten auf in die Wipfel zu sehen und dem Singen ihrer Nadeln zu lauschen, anders, von frei besonnener Höhe in die breiten Mulden der Waldtäler hinabzublicken, aus denen die dichtgereihten Baumriesen ihre Spitzen emporhalten. Dann wiegen sich die Träume, die sonst in den schattigen Gründen hausen, auf den lachenden Wipfeln und tun dir seligen Zauber an, daß du unverwandt schaust und des Schauens nicht müde wirst. Erst der kreisende Raubvogel, der etwa über der Waldwiese emporsteigt, führt deinen Blick gegen die Höhen, die groß und ernst herabschauen, trotz sonnenhafter Verklärung, die über ihnen liegt.

Ein schwermütig Gefühl entsagender Kraft überkommt den Wanderer, wenn er von dort oben in die Runde blickt. Ernsthaft steht Waldwege hinter Waldwege. Ein Dehnen und Schwellen dicht gedrängter Wipfel geht bis an den Horizont, den die zackige Spitzenlinie ins Blau des Himmels hineinreißt. Es liegt etwas unsagbar Eindringliches in diesem herben Gebirgsbilde, das man sein Leben lang in der Seele behält, wenn man es einmal empfunden. Selbstvertrauen, das draußen im Tageslärm wankend geworden, kehrt wieder. Gute, fromme Gedanken regen die Schwingen. Und man glaubt nicht mehr, daß Güte, Edelsinn und Milde den Menschen verlorengehen können, weil sie ja hier, als an einer Quelle, ihnen immer wieder aufgehen müssen.

Und wie wandelbar ist das Bild! Von den feinen Sonnengoldschleiern, die über die Wälder fliegen, bis zu dem Blanduft und dessen

Abstufungen auf hintereinanderliegenden Kämmen, den Dünsten der Nebel und jenen zitternden Schleiern des Herbstes, die wie der Glanz von Opalen über den Bergen liegen: welcher Reichtum an Tönungen!

Immer ist der Wald der Fichten und Tannen ernst. Selbst der Frühling vermag es kaum, ihn heiter zu färben. Wenn der Sonnenglanz über seinen jungen Maien liegt, flunkert er in der Nähe etwas mit dem erborgten Golde. Aber siehst du auch nur vom jenseitigen Hang zurück, so wird das aus ihm hervorgehende Dunkel wieder mächtig, und in ihm ertrinkt der schwache Schimmer. Wichtig, felsenschwer scheinen diese Massen der Wälder auf den Rippen des Gebirges zu lagern. Düster und fast drohend blicken sie in die Tiefen herab. Und den Bewohnern des flachen Landes will ein Grauen beschleichen, wenn er sich ihm, dem großen, ganz großen Walde, nähert.

Was dann noch ernster und gewaltiger aussieht als dieser große, dunkle Wald? Die über ihm emporstehende, furchtbar-blauschwarze Gewitterwand, um die bisweilen ein rötlicher Schein fliegt und aus deren Schoß dumpfes Murren hervordringt. Dann sinkt die Wetterbangnis zwischen die Wipfel und läßt sie versteinert dastehen unter dem fahlen Licht einer verschleierten Sonne, das keinen wahrnehmbaren Schatten an die Dinge heftet. Und es ist, als hielten die Forste den Atem an, um gesammelt dem furchtbaren Stoß, der da kommen muß, widerstehen zu können.

Und wieder sieh' dir über winterweißen Hängen den Wald an, den das Tauwetter schneefrei gemacht hat! Samt kann nicht schwärzer und kein edleres Gewand sein als jener niedergehende Bergesmantel. Dann hat etwa der graue Winterhimmel tagelang auf den Kämmen gelegen, und wenn er sie den Blicken wieder freigibt und dem Sonnenglanz, schauen sie wie aus einem Feenlande herüber, weiß erschimmernd und strahlend und blizend, daß dein Auge sich blendet.

Ich fände kein Ende, die Herrlichkeit dieses Waldes zu preisen.

Gustav Leutelt

Auf dem Iserkamm

Das Isergebirge besteht seiner Hauptgliederung nach aus vier Höhenzügen. In der Richtung von Norden nach Süden sind es der Kemnitzkamm, der Hohe Iserkamm, der Mittlere Iserkamm und der Welsche Kamm. Während die beiden letztgenannten Kämme wie das sich ihnen nördlich unmittelbar anschließende Riesengebirge zur Granitzone gehören, zählen die ersten beiden, die das Hauptgebiet ausmachen, zur Gneiszone. Der mächtigste Zug unseres Gebirges, das nur mit wenigen Bergspitzen nicht weit über 1100 m hinausgeht, ist der Hohe Iserkamm. Er besitzt seinen überragenden Punkt in dem 1126 m hohen Hinterberg und reicht westöstlich von der Tafelfichte (1122 m) bis zum Hochstein (1058 m).

Um das Gebiet des Höhenwaldes zu erreichen, der seinen breiten, langen Rücken wie ein dunkelgrüner Mantel deckt, benutzen wir einen jener Wege, die von Flinsberg zuerst zum Gasthause „Germania“ emporleiten. Er ist ziemlich steil, und da er zudem über freies Gelände führt und die Morgensonne des Julitages nicht geringe Wärme ausstrahlt, so kostet uns schon dieser Aufstieg manchen Schweißtropfen. Dafür werden wir aber durch einen Rückblick von der Höhe der „Germania“ aus reichlich entschädigt. Das ganze Flinsberger Tal breitet sich vor uns aus, und rechts schauen wir tief in das Wäldergewoge des fast tausend Meter hohen Kemnitzkammes, der hier die Grenze bildet. Wahrlich, ein köstlicher Genuß, der sich uns hier bietet.

Eine breite, wohlgepflegte Straße führt von der „Germania“ an weiter aufwärts. Im Winter bildet sie eine vorzügliche, wenig gefährliche Rodelbahn und wird von den Gästen des neuerdings auch als Wintersportplatz geschätzten Flinsberg recht fleißig benutzt. Eine

kurze Wegstrecke noch, dann umschließt sie auf beiden Seiten hoher, dichter Fichtenwald. Er lichtet sich nicht eher, als bis wir die Kammhöhe erreicht haben. Da, wo die eigentliche Kammstraße beginnt, stehen fünf Gebirgsbauden. Sie führen den Namen Kammhäuser und gehören, wie die noch weiter südwärts liegenden Ansiedlungen „Schindlers Plan“ und „Groß Iser“, zur Gemeinde Flinsberg. Das erste Haus ist die sogenannte „Neue Iserbaude“. Sie wurde vor wenigen Jahren erbaut und allen Anforderungen modernen Reiselebens angepasst.

Doch wandern wir nun auf dem schmalen, nach Osten ziehenden Kammpfade fort. Durch Blaubeergestrüpp und auch zuweilen über Felserrhöhungen schreitend, nähern wir uns der aus mehreren burgmauerartigen Felsgruppen bestehenden Abendburg. Abendburg! Welch wundertiefe, ergreifende Poesie liegt doch in diesem Namen! Unübertrefflich gibt sie der Dichter Bruno Wille wieder, wenn er den Helden seines nach der Felshöhe benannten Romans sprechen läßt: „Da ich als Kind die ersten Male von der Abendburg reden hörte, dachte ich an gilden Abendgewölke, anzuschauen als eine Burg; auch an eine Feste dachte ich, trutzig in den Abendhimmel gereckt, gewappnet wider den Feind, der im Finstern schleicht. Und es war eine Stimme in dem Namen wie Herbstwind, abendlich am Gitterfenster säuselnd, oder wie der verlassenen Jünger fromme Bitte: Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.“ Köstliche Volksmärchen geben der romantischen Felspartie erhöhte Stimmung. Alle reden sie von der Abendburg als von einem verwunschenen Schlosse.

Gewaltige Schätze an Silber, Gold und Diamanten sollen noch heute, durch einen Zauberer bewacht, in unterirdischen Räumen dort verborgen liegen. Von dem Zauberer erzählt man, daß er die schöne Tochter des Schlossherrn zur Frau begehrte und, als er abgewiesen wurde, das Schloß mit den Bewohnern aus Rache verzaubert hätte. Bevor dies geschah, soll bereits der böhmische König Wenzel die Burg

zu erobern versucht haben. Seine Krieger und Werkleute wurden aber, wie die Sage berichtet, durch Geistermacht erschreckt und davongejagt. Wer den bösen Zauber, der auf der Burg liegt, brechen will, muß drei schwere Rätselfragen beantworten. Diese werden ihm durch den riesengroßen, schwarzen Geist, der durch eine Beschwörung zur Mitternacht herbeigerufen wird, gestellt. Noch keinem ist es bisher gelungen, die drei Aufgaben richtig zu lösen. Jeder, der es versuchte, wurde durch die seltsame Geistererscheinung erschreckt und gedankenlos gemacht. In Flinsberg und Umgebung glaubt man, in der Johannisnacht zwischen elf und zwölf Uhr vom Haumich (Haumberg) aus die Abendburg in ihrer einstigen stolzen Schönheit erblicken zu können. Man sieht einen Zwerg das Burgtor öffnen. Wenn man gerade in der Nähe ist, so darf man in die drei Schatzkammern hineingehen und soviel von dem aufgespeicherten Reichtum nehmen, wie man vermag. Doch soll man sich hüten, in eine unersättliche Gier zu verfallen und länger als bis zwölf Uhr in der Burg zu verweilen. Wer sie nicht zur rechten Zeit verläßt, wird eingeschlossen und bleibt ein ganzes Jahr darin gefangen.

Nicht weit von der Abendburg entfernt fließt ein Wasser, das man im Volksmunde den Heilbrunnen nennt. Zur Erklärung seines Namens behauptet man, daß es früher wunderbare Heilkraft besaß, und daß Kranke, die sich darin die Füße wuschen, von ihrem Übel befreit wurden. Als vor vielen Jahren auch einmal zwei Frauen im Heilbrunnen badeten, humpelte plötzlich eine verhußelte Alte aus dem Dunkel des Waldes hervor und schüttete vor ihren Augen eine große Hand voll Hirseförner in das Wasser hinein. Dabei bannte sie die Heilkraft und bestimmte, daß sie sich erst nach soviel Jahren wieder zeigen solle, als Hirseförner im Wasser lägen. Von der merkwürdigen Stunde an, da die Alte die Bannworte sprach, hat jeder, der zum Heilbrunnen kam und hineinstieg, vergeblich auf Heilung gehofft. Wann die Zeit des Bannes vorüber ist, weiß man nicht.

Den östlichsten Punkt unserer Kammwanderung bildet der H o c h -
s t e i n. Seinen Namen erhielt er nach zwei auf der Berghöhe

thronenden granitenen Felsgruppen. Die von uns zuerst erreichte Gruppe ist die größere und heißt darum Großer Hochstein, während die andere, am weitesten östlich gelegene, im Verhältnis zu jener Kleiner Hochstein genannt wird. Nicht mit Unrecht gilt sie als der herrlichste Glanzpunkt der Isergebirgsfernschau. Von einem Aussichtsturm bietet sich uns ein höchst malerisches und weit umfassendes Panorama.

Außer den gewaltigen Bergzügen des Riesengebirges erblicken wir als letzte Höhen das Glager Gebirge und den Zobten und im Nordosten den Grödigberg und den Probsthainer Spitzberg, im Norden die Landeskrone, im Nordosten das Heufuder und im Südwesten den Beschken. Dicht am Ostrande des Hochsteins steht ein schlichtes hölzernes Gastwirtschaftsgebäude. Wir treten hinaus auf den schmalen Platz, der sich an seiner Frontseite befindet. Auch hier entrollt sich uns ein geradezu überwältigendes Bild. Drüben schauen wir die in stolzer Majestät sich aufreckenden Riesengebirgshöhen und tief unten, zwischen Riesen- und Iserbergen, das in seiner ganzen Schönheit strahlende Tal von Schreiberhan.

Und wieder darf ich tiefvertraut dich grüßen,
Du mädchenlieblich Tal zu meinen Füßen.

Mit deinem mohnblumbunten Hüttenkranze
Träumst du in goldnem Sommerfönnenglänze.

Viel Pfade sind wie Kettengoldgeschmeide
An deinem grünen, zauberduft'gen Kleide.

Bergriesen, die ringsum ins Blau sich türmen,
Beschützen dich vor wetterwildem Stürmen.

Und Tannenscharen, die von Höhen steigen,
Stehn still vor dir in andachtsvollem Schweigen.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Der Herr des Riesengebirges

Zwischen Schlesien und dem Böhmerland zieht sich das mächtige Riesengebirge hin, in dessen Innerem der berühmte Berggeist Rübezahl haust. Dieser Fürst der Erdgeister besitzt auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von einigen Meilen im Umfange, mit einer Kette von Bergen umschlossen; erst einige Klafter unter der Erdrinde beginnt seine eigentliche Herrschaft und erstreckt sich auf achthundertsechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Gebieter, die ausgedehnten Bezirke der Unterwelt zu durchkreuzen, die unerschöpflichen Schatzkammern edler Metalle zu beschauen, die Knappschaff der Erdgeister zu mustern und in Arbeit zu setzen, teils um die Gewalt der Feuerströme durch feste Dämme aufzuhalten, teils um unedles Erz in edles umzuwandeln. Zuweilen entslägt er sich aller Regierungssorgen, erhebt sich auf die Oberfläche seines Gebietes, hat sein Wesen auf dem Riesengebirge und treibt in frohem Übermut Spiel und Spott mit den Menschenkindern. Denn Freund Rübezahl, müßt ihr wissen, ist wunderbar geartet, launisch, ungestüm, schadenfroh, wankelmütig; zuzeiten gutmütig, edel und empfindsam; oft weich und hart in zwei Augenblicken, wie ein Ei, das in siedendes Wasser fällt; heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt, kurz: voller Widersprüche, wie ihn die augenblickliche Stimmung beherrscht.

Nach Musäus



Herbert Karon: Schlesisches Baudendorf

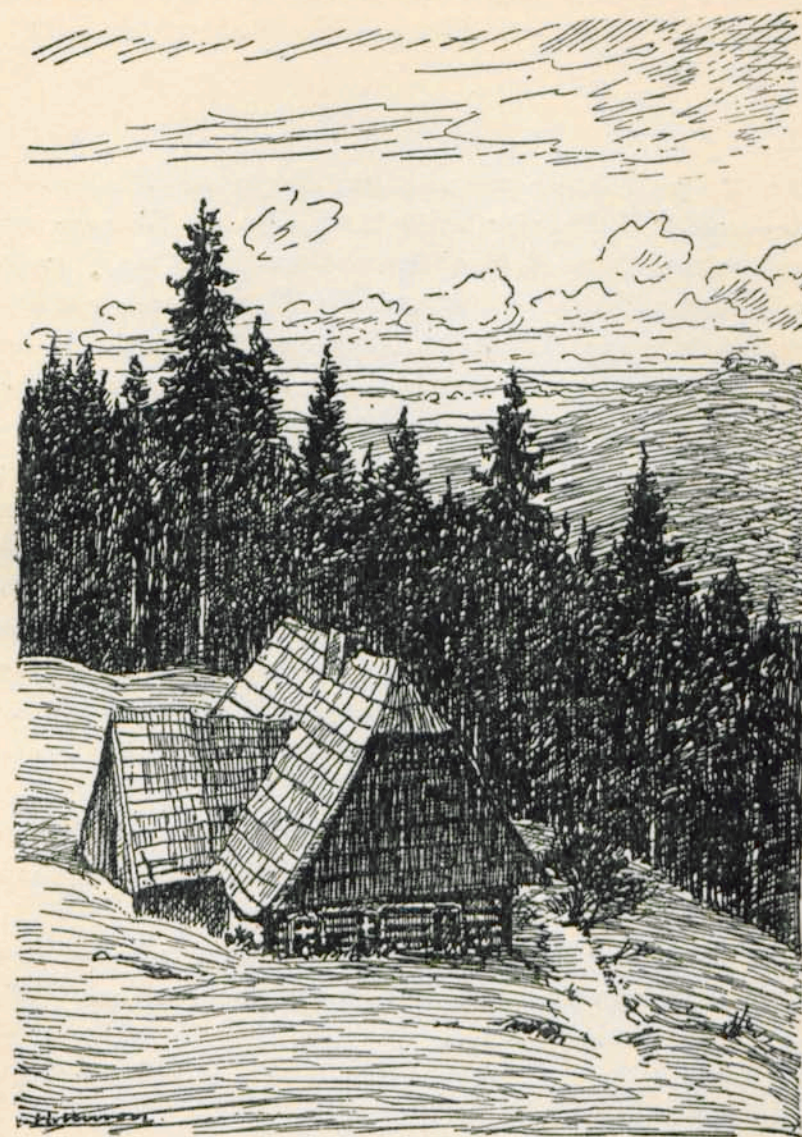
Riesengebirge

Prinz-Heinrich-Baude, Ende März

Riesengebirge . . . Das ist es wirklich. Sechs Bahnstunden von Berlin liegen diese Mittelgebirgsalpen. Das ganze große Kammgebiet ist fast alpiner als selbst berühmte Alpengelände. Wenn man aus den wundervoll waldigen Tälern aufsteigt, bieten sich Blicke dar wie auf Hochalpengipfel, wie in Gletschergebiete. Wenn man über den Kamm wandert, ist es mitunter, als ob man eine Polarexpedition unternähme. Weit dehnt sich das strahlende Schneefeld, und die hohen Harschflächen glänzen wie Eisberge.

Als wir von Krummhübel hier heraufkamen, pfiff der Wind, und am nächsten Morgen schnob der Schnee, der Nebel hing wie graue Watte über der Welt, und man mußte sich gut auf die Skier stellen, um nicht umgeblasen zu werden, man mußte knapp an den Markierungsstangen bleiben, sonst war der Weg verloren und damit meist auch der Wanderer. Hier ist schon von 1000 Meter an „Hochgebirge“, alle Schönheiten der riesigen Gebirgswelt gibt es in der Riesengebirgswelt, aber — auch alle Gefahren. Und das Wetter wendet sich in Minuten.

Auf einmal lag Neuschnee, auf einmal konnte man bis weit hinein in die Täler gleiten, bis hinunter nach Krummhübel, bis weit unterhalb von Spindelmühle. Der Frühling, kaum schüchtern erschienen, war wirklichem Weihnachtswinter gewichen. Und jetzt strahlt die



Herbert Auron: Riesengebirgsbaude

Gonne schon zwei Tage lang. Unten schmilzt der Schnee, aber bis zu 600 Meter herab reicht er noch lange. Oben firnt er, daß die Skier vor Freude fliegen.

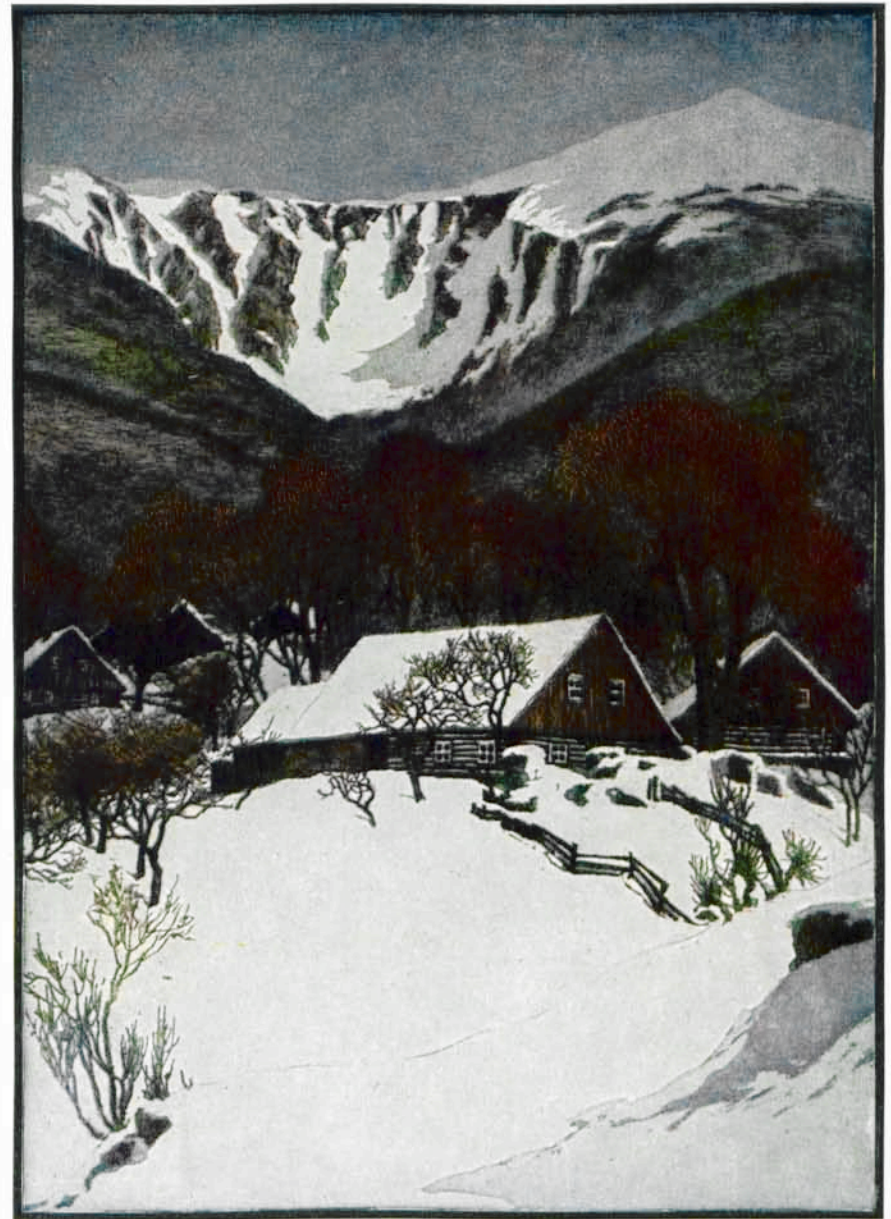
*

Das ist ein Winterwetter nach dem Herzen der Baudenwirte. Nicht als ob die Bauden nicht bereits seit Wochen und Monaten ausverkauft wären. Ausverkauft ist kein Ausdruck. In den Zimmern stehen statt eines Bettes drei, statt zwei vier. Jeder Raum, jede Ecke, bis zum Boden ist mit Bettgestellen, Matratzen, Strohsäcken und dergleichen ausgenutzt. Alles reicht nicht. Die Massenquartiere werden immer massiger. Immer wieder kommen Winterwanderer und wollen Quartier haben, nichts als ein Dach über dem Kopf, eine Decke über dem Körper, einen Stall für die Skier. Bis auf das letzte kann man ihnen kaum noch etwas bieten. Sie müssen ihre Ansprüche herabsetzen, d. h. sie müssen tiefer gehen. Bis Ostermontag müssen sie herabsteigen, wo noch Wohnräume winken, Betten durch Nächte leerstehen, der Wanderer noch weiß, wohin den Kopf (samt Zubehör) zu legen. Aber Ostermontag reißt der riesige Riesengebirgsstrubel ab. Die Urlauber, Weekender, Skihuscher, Extrazügler müssen heim, und die Bauden sind wieder nur halbbesetzt.

Ist es nicht herrlich, daß Zehntausende jetzt schon zu Ostern in die Winterwelt wandern, daß die meisten von ihnen dabei nicht teurer (ski-) fahren, als wenn sie daheimgeblieben wären.

Weit schweift der Blick von den vielen Gipfeln, weit über deutsches und deutschböhmisches Land, über wundervolle Bergketten, dunkle Täler ... Ein Alpen-Panorama.

Willy Meisl



Dr. Paul Aulst: Agnetendorf

Wendmeier-Kunstverlag, Berlin

**Volksbücherei
des Kreises
Hirschberg i. Rsgb.**

Glashüttenwelt

Bernhard Franke trieb's zur Josephinenhütte hinauf. Sie war in seinem Gefühl der Mutterschoß alles Bedeutsamen für seine Waldheimat.

Die Kinder schliefen noch, als er durch die Hausthür in den frischen Morgen hinaustrat, mit ausgerecktem Arm den Lärm der Klingel hemmend.

Wie etwas ganz Neues schaute ihn nach langer Trennung an, was er ringsum erblickte, und doch war's ihm seit den frühesten Kindertagen vertraut: der schmale Steg über den rauschenden Bergfluß, jenseits, auf dem dreieckigen Wiesengrunde, die vier, fünf Glasmacherhänschen mit ihrem schwarzweißen Fachwerk und den silbrigen Schindeldächern, zwischen ihnen die Glasschleife mit ihren drei Wänden aus blinden Fensterscheiben, durch die man das Haus durch und durch sehen konnte, und an der vierten, massiven Seite das große Treibrad, über das der kühle Wasserstrom hinwegschäumte, es rastlos fleißig umdrehend.

In die breite Landstraße bog er nun ein, von der er als Junge staunend gehört hatte, sie ginge „bis ins Böhmishe“. Schon sechzehn Jahre war er alt gewesen, ehe ihm zum ersten Male seine rüstigen Beine den Beweis lieferten, wie wenig Überwältigendes die Entfernung „bis ins Böhmishe“ tatsächlich habe: bequem und mit sanftem Anstiege hatte er die Grenze in knapp zwei Stunden erreicht. Aber die Waldkämme nach dem Nachbarlande hin bedeuteten fortan eine solche Verkehrsschranke, daß der Redensart, „ins Böhmishe“ führe die große Straße, noch für den gereiften Mann etwas Geheimnisreiches anhaftete.

An ihr entlang aber gab's auch diesseits der Grenze noch manches, dem aus den Kinderjahren her Wunderhaftes genug eigen war, so die



6954

große Felsbruchstelle am Schenkenstein und der breite Platz vor „Königs Hotel“, wo das Mariental durch allerhand Kaufläden und massive Häuser ganz städtisch erschien.

Es war noch recht still hier in dieser frühen Morgenstunde. Später, das wußte Bernhard Franke, würde sich gerade auf diesem baumumschatteten Plage das bescheidene Verkehrsleben des Marientals wie in einem Brennpunkte sammeln. Und mehr noch in einigen Wochen, wenn die Schulferien draußen im Lande begannen.

Dann zog mancher staubbedeckte Wanderer mit dem Ränzchen auf dem Rücken unternehmungslustig auf der großen Straße und über den Platz bergwärts oder hinkte fußwund zu Tal. Und Rutschwagen klangen die steile Straße herauf, oft zwei und drei hintereinander, die Gebirgsreisende bis in „Königs Hotel“ brachten. Manchmal blieben solche Naturschwärmer auch hier, tage-, ja wochenlang in „Königs Hotel“ oder in den einfacheren Gasthäusern drunten am Eingang ins Mariental. Auch wohl in diesem oder jenem Privathause, das ein Stübchen leer oder halb benutzt stehen hatte.

„Commerfrischler“ nannten sich diese Naturkneiper selbst. Es war noch nicht lange her, seit Bernhard dieses sonderbare Wort zum ersten Male gehört hatte. Und er erinnerte sich jetzt, behaglich lächelnd, des Vergnügens, das es ihm bereitete. Diesen und jenen solcher Großstadtsflüchtlinge hatte er auch sagen hören, dieses Wald- und Glasmacherdorf eigne sich zu einer Commerfrische „größten Stils“ wie kein anderer Ort entlang dem ganzen Gebirge. Aber Gedanken darüber, ob das wohl zu wünschen sei und welche Folgen das für den Ort haben könne, wie sie gestern im Niederdorfkretscham so leidenschaftlich erörtert wurden, hatte er sich noch nicht gemacht.

Sein ganzes Sinnen und Trachten gehörte ja seiner Kunst, dem Glase und dessen Veredelung.

„Gefallen kann's den Fremden schon bei uns!“ mußte er denken, wie er jetzt über den Platz hinweggeschritten und auf der langsam ansteigenden Straße weitergewandert war. Sein Blick konnte von ihr

aus über die Matten des Marientals, den rauschenden Fluß und über die an ihm entlang geduckten Häuserchen hingleiten.

Wie lag das alles so friedlich und geborgen in der Umschlingung dunkler Tannengehege! Dicht und geschlossen bestanden sie einen Felsrücken, der in einem Halbkreise, schnell ansteigend, das Mariental umwallte. Mühesoll hatte ihn der Fluß am unteren Ende vor grauen Zeiten durchsägt. Mit ihm fand nun auch die weiße Straße einen Ausweg aus dem grünen Bergkessel.

Und über Tal, Dorf, Fluß und Tannenwald emporgereckt, die majestätische Hochgebirgswand!

Bernhard Frankes Künstlerauge war immer mit Genuß dem schönen Zuge dieser Kammlinie gefolgt. Heut aber, nachdem er Jahr und Tag in einem Lande ganz anderer Formengebung umhermarschiert war, genoß er den harmonischen Schwung dieser Linien erst mit Bewußtsein.

Er sah erst jetzt, wie gleichsam in beabsichtigter Kompositionssicherheit von Westen her ein langer, flacher Waldrücken gleich einer geruhlos heranrollenden Welle zum vierkantigen Steilgestade des „Reissträgers“ emporleckte, das zwei wettertrugige Granitfelsen, die „Pferdeköpfe“, gleich ungeheuren Leuchttürmen überragten. Lichtgrün brandete am Fuße des Reissträgers diese Waldflut im großen Wiesenplane der Alten schlesischen Baude. Ostwärts von dem talbeherrschenden Bergknoten aber sah Franke diese Bergwelle in drei runden Kuppen sich machtvoll aufbäumen, dann zu dem Wellentale eines tief eingeschnittenen Joches abfallen, um jenseits desselben in drei spitzen Hörnern immer höher und höher emporzulecken bis zum großzügig umrissenen Firskegel der ganzen meilenlangen Gebirgsfront. Nahe ihrer Mitte leuchtete aus den tiefen Nischen der düsteren „Gruben“ weiß und blendend der vorwinterliche Schnee weit, weit ins Land hinaus und schuf so für das farbensprühende Naturgemälde einen gebieterischen Beleuchtungspunkt.

Nur schwer konnte sich Bernhard Franke von ihm losreißen. Aber beim Weiterschreiten auf der Bergstraße umhüllten das Bild nun rechts und links hohe Tannengehege. Zwischen ihren Stämmen sah er immer wieder den weißen Gischt des Flusses zu seiner Linken aufschäumen, wie er so still nachgenießend sich der Hütte stetig näherte.

Da riß ihn eine näselnde Stimme aus seinem Sinnen.

„Schön'n guden Morgen och, Herr Franke!“ hörte er sich in dem langsamen Tonfalle begrüßen, den der Schlesier mit „mädrig“ bezeichnet. Und als er überrascht zur Seite blickte, sah er auf einem Meilensteine unter den Tannen ein dürftiges Männchen sitzen, das dort mit Geldzählen beschäftigt war.

Bernhard Franke erwiderte den Gruß gedehnt, setzte aber schnell erkennend hinzu: „Ach, Täufer-Benjamin, Ihr seid's?“

„Nu ja, ich bien's!“ erwiderte, freundlich grinsend, der andere, dessen hageres, vogelartiges Gesicht schwer erkennen ließ, ob er die Sechzig schon überschritten habe. „A su lange sein Se doch nich weg gewest, Herr Franke, daß Se und Se werd'n a Täufer-Schneider nich mehr derkennen!“

„Daran liegt's nicht! Aber an Eurer schnurrigen Uniform!“

„Ach so!“ schmunzelte der Alte. „Ja, sehn Se, die hatte ich no mich, do Sie und wurden mobil gemacht.“

Und mit stolzer Genugtuung strich er an dem dunklen Stoffröckel hinunter, das mit einer knallroten Bordenumsäumung prahlte. Auf den beiden Spitzen des joppenartig geschnittenen Umlegekragens prangten ein Paar Schaftstiefelnachahmungen aus blankgeputztem Messing.

„Die Uniform hat mer nämlich 's Schustermittel angeschafft, Herr Franke. Das heeßt, se han mer's Zeug gekauft — 's kostet zwee Taler! Gemacht hab' ich mer die Uneform natürlich alleene. Ich bien doch ebenst nu der Kassenbote fer's Schustermittel, verstehn Se? Und damit, daß ich und ich hab' nich erschte Schwierigkeeten, wenn ich eikassieren kumme, vermeintswegen, wenn die Herren Meester und han

bei'm Begräbnisse de Leiche getragen — 's Schustermittel werd jetzt am meesten genommen zum Leichentragen! — sehn Se, derholben ha ich mer die Uneform gemacht. Do kennt mich doch a jed's!“

Bernhard Franke hatte Mühe, ernst zu bleiben. Das sah der humorvollen Laune des „ehrsamen Schustermittels“ ähnlich! Die „Pechhengste“ (wie sie wenig schmeichelhaft der Volksmund benannte) hatten sich von jeher durch derartige Schnoßen ausgezeichnet.

„Und isund geh ich nauf in die Josephinenhütte!“ schwatzte der Alte weiter. „Dort hab' ich isund auch a hübsches Pöstel. Dorte bien ich fungeffionierter Fremdenführer. Das bien ich aber nu ershta vor kurzem wur'n, Herr Franke.“

„So, so?“ sagte Franke verwundert, während sie beide weitergingen.

„Nu ja! A solchter Posten wurde isund schunt notwendig.“ (Der Alte rutschte immer mehr aus den Höhen seines erzwungenen Kassierer-Fremdenführer-Hochdeutsch in die Niederungen des heimischen Dialekts hinunter.) „'s kumma doch eemol ise zu viel neuschierige Leute ei de Hütte zugucken, funfzemol ise a su im Juli und Auguste. Und do hot's Ihn welche drunder, die froin (fragen) da Glasbläsern reene Löcher ei a Leib, doäß die und se könn'n gar nicht ord'entlich Obacht gaben, könn'n se. Nu gefährlich wurd' die Geschichte no: die neuschieriga Racker, woas de besunders und sein a su die Weibsleute, die trata a su nonde (nahe) an de Glasbläserbühne hien, doäß se lechte und könn'n amol ees mit anner Pfeife abkriega. Wie lechte könnde sich da amol ees de Nase verbrenn'n ober ju goar de Klunkarn (Kleider) danzünda! Is ni a su, Herr Franke?“

Die Straße machte an der Stelle, zu der die beiden nun gekommen waren, eine Biegung nach links und übersehte auf einer steinernen Brücke den Fluß. Im Ausblick auf einen großen, kreisförmigen, von hochstämmigem Walde umschlossenen Platz befreite sich Bernhard Franke von seinem geschwägigen Begleiter. Es lag ihm daran, jetzt

allein zu sein; denn dieser erste Anblick des Hüttenplatzes und der Hütte selbst war ihm immer bestrickend gewesen.

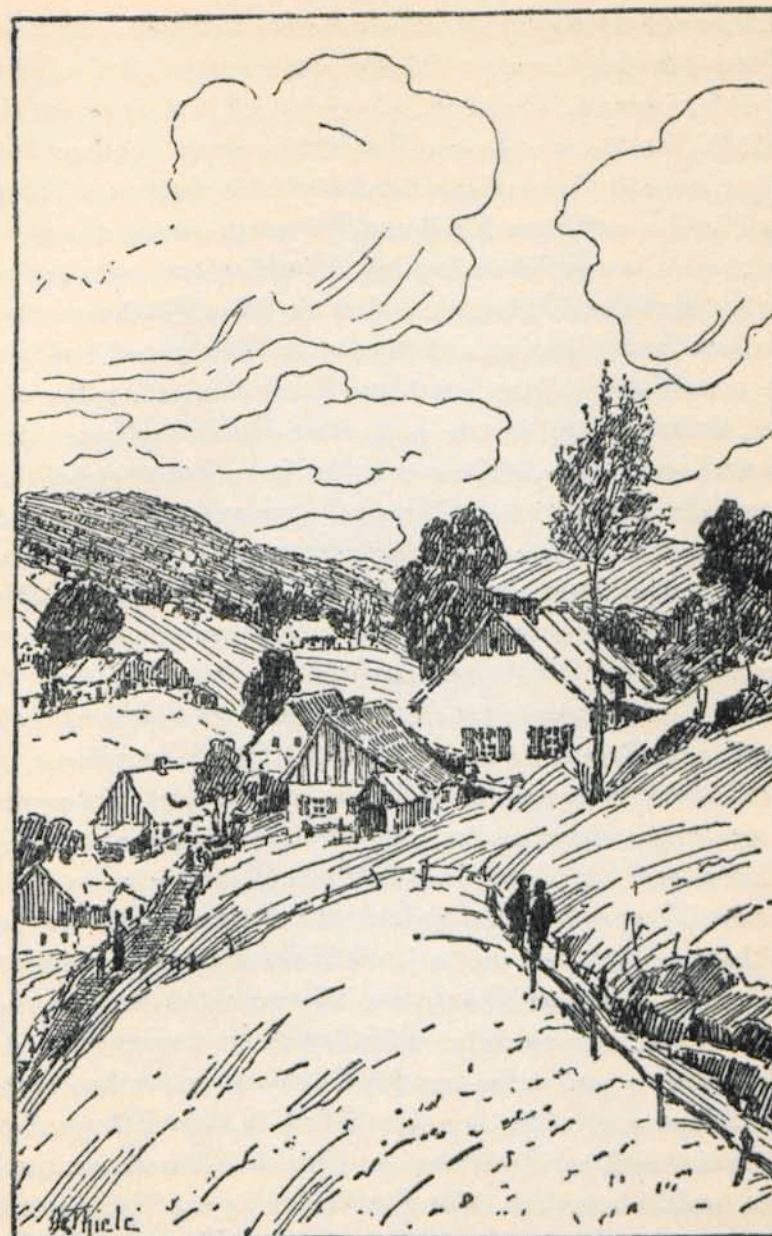
Und nun gar erst heut'!

Wie einen alten, lieben Freund begrüßte er den runden, offenen Platz zwischen Berghang und Flußlauf, auf dem in kubischen Haufen riesige Mengen Stockholz aufgespeichert standen. Mit besonderer Kunstfertigkeit hatten geschickte Hände die sparrigen, eigensinnig auseinanderstrebenden Spreißen und Splitter ausgerodeter und in viele Teile zerspaltener Wurzelstöcke so aufgeschichtet, daß die Holzhaufen doch leidlich ebene Flächen gegeneinanderkehrten. Dem kienreichen Holze entquoll ein würziger Harzdunst und jener belebende Holzgeruch, der Gebirgshäuser so warm und wohnlich macht gegenüber kalten und regungslosen Steinbauten.

Bernhard Franke sog ihn mit Behagen ein. Er hatte ihm so sehr gefehlt. Wie eine Sehnsucht nach etwas recht Liebem war das Verlangen nach einem Atemzuge dieses lebendigen Duftes in ihm gewachsen, je näher er den heimatlichen Wäldern kam. Nur nicht bewußt war er sich dessen gewesen. Jetzt kam's wie eine Erkenntnis über ihn, daß er heimwehkrank gewesen war nach diesem Brodem des Waldgrundes und nach diesem Atem der Nährkraft des Hüttenbetriebes.

Und die lag ja wirklich da vor ihm, in diesen wunderlichkrausen Holzstößen.

Bernhard Franke kannte die Geschichte seines Heimatdorfes genau. Eine altehrwürdige Geschichte. Er wußte, daß schon seit sechshundert Jahren die Glasmacherei der Pulschlag des Lebens in der entlegenen Waldgemeinde gewesen war. Rücksichtslos hatte sich dies Leben immer vom nächstgelegenen Walde genährt. Weit drunten im Orte, der Kirche nicht fern, fraß die erste Hüttenanlage den Wald ringsum auf. „Hüttenort“ hieß noch heut dieser Dorfteil, seine, Bernhards, eigentliche Geburts- und Heimatstätte. Selten vergegenwärtigte sich noch jemand den Sinn dieses Namens; denn Namen sind



Otto Thiele: Agnetendorf

beharrlicher und zählebiger als das Andenken von Tatsachen. Dann war die Hütte dem hochstämmigen Walde nachgewandert, dorfaufwärts, schon fünf-, sechsmal. Seit drei Jahrzehnten erst stand sie hier in diesem Waldkessel, an dem rauschenden Flusse, der mit so goldigem Lichte aufblitzte, wenn die Sonnenlichter durch die Lücken des dichten Blätterdaches über ihm auf seinen Kiesel- und Felsgrund hinabtauchten.

Holz und Quarzgestein lockten den Menschen einst mit Art und Feuer in diese tiefen Schluchten, daß er die steilen Felsabhängen emporflomm, um sie abzusprengen und drunten im Tale zum Kristallklaren Glase zu verschmelzen. Und fadendünne Adern blinkend eingesprengten Goldes, die der Meißel in dem gangreichen Gestein bloßlegte, hatten mit ihrem sagenerhöhten Schimmer bis ins ferne Italien gegleißt und abenteuerliche Gestalten ins Waldband gezogen. Wohl vergeblich luchsten und klopften sie an den Felsen herum; aber sie statteten doch der Gegend einen Dank ab: wer weiß, ob nicht ein erfahrener Glasbläser des Dogenstaates an der Adria unter ihnen gewesen, der von der geheimnisvollen Kunst venetianischer Glasbereitung auch eine Probe zur Nachahmung in der entlegenen Hütte des Ostlandes zurückgelassen! Von Jugend an betrieb Bernhard Franke den Sport, den dunklen Spuren dieser welschen Männer, der „Walen“, nachzugehen, ihren wunderlich-geheimnisvollen Weg- und Schatzzeichen an den Felsen der „Abendburg“ und ihrem unverlöschlichen Andenken in den Erzählungen der Alten aus dem Weißbachtal, dem Hüttenort und in den Hollmannhäusern. Noch heut mahnt ja die Redensart von den „reisenden Bengtinern“, die in aller Munde war, an jene verschollenen Venediger.

Ans Größte, was die besten Glaskünstler der Lagunenstadt einst geleistet, hatte — auch dessen war sich Bernhard Franke stets bewußt — der Mann angeknüpft, dem sein Besuch in dieser Morgenstunde galt. Er war auch der Schöpfer dieser jüngsten Hüttenanlage, die ihr Besitzer, der Reichsgraf, zu dessen Herrschaft die ganze Nordflucht des Gebirges und sein Vorland gehörten, nach seiner Gemahlin „Josephinenhütte“ getauft hatte.

Sie reckte nun vor Bernhard Frankes strahlenden Blicken neben dem Stochholzplaze ihr wetterschwarzes Gebäude zum lichten Sommerhimmel empor.

Trugig aus Granit gefügte fensterlose Wände trugen ein hohes, spitzes Schindeldach, über dessen Firslinie jederseits eine zweite, viel kleinere Nachbildung dieses Daches schwungvoll auf Stützbalken schwebte. Aus den Lücken, die so zwischen dem Mutterdache und den Töchterdächern klappten, quoll ein wunderzarter, blauer Holzfeuerrauch empor, wie der Winterhauch aus einer ruhvollen Brust. Und eine ähnliche, aber dichtere und geschlossenere Rauchsäule entstieg dem hoch aufragenden Schornsteine. Die Rücksicht auf große Sturmsicherheit hatte ihm eine malerisch abgestufte Gliederung verliehen, so daß er einem riesigen, auseinandergezogenen Fernrohr nicht unähnlich sah. Alles aber, Schornstein, Dach, Wände, auch das zierliche Uhr-glockentürmchen über der Tür der Vorderfront, auch das nahe gelegene Nebengebäude, in dem eine Bandsäge mit schrillen Ton Stämme und Wurzelstöcke paßlich zerschnitt, alles war durch Rauch und Luft, Wind und Wasser in ein dunkelglänzend Farbgewand gekleidet, in dem etwas von dem warmfüßigen Tone eines aufpolierten Graphitüberzuges glänzte.

Bernhard Franke sog dies Bild, das vertrauteste seines dem Glase gewidmeten Denkens und Fühlens, mit wiedergeborener Genußfreude ein. Mit stillem Künstlerjauchzen aber sah er, wie der frische, grüne, starkstämmige, wipfelreiche Hochwald das alles in seinen weichen, schützenden und schmückenden Mantel schlug.

Gern hätte er diese Wiedersehensfreude lange still für sich genossen. Aber es kam zunächst nicht dazu; denn eben brachte der „Eunzessionierte“ Benjamin einen Trupp Fremder auf das Hauptportal der Hütte zu geführt. Voll Neugierde, was der Rothbardierte da wohl zusammenquasseln werde, folgte ihm Franke mit den Fremden in den dunklen Hüttenraum, wo sich diese an der Holzschranke gegenüber dem Glasofen sammelnd drängten.

„Sehen Sie, wohlgeborene Herrschaften“, begann Läufer-Benjamin mit achtungsvoll gedämpfter Stimme seinen mühsam auswendig gelernten Vortrag, „das ist nu der Glasofen! Der da brennt igund, und der da (er machte auf der Sohle kehrt) wird gerade ausgebessert und mit neuer Chamotte ausgesetzt. Der Ofen hier hat zwanzig ‚Gefäße‘ rundum. In dem Gefäße, da steckt Ihnen die glühnige Masse, die ma Fritte nennen tut. Und heeß gemacht wird die in der Nacht und von unten her, verstehn Se? So aus der Mitte vo dem Ofen, wo das viele Stockholz von draußen zu Gas verbrennt, möcht’ ma sprechen. Und sehn Se, da stehn nu die Glasmacher vor da glühnigen Löchern, immer zu zween vor eenem Loche. Aber se sein durch Schirmmauern vonander getrennt. Das Gestehe in der rasnigen Hitze macht etwan Durst, sag ich Sie! Und da schöpfen se mit ihren langen Pfeifen immer a brinkel von der glühnigen Masse ein, und dernochert, da blasen se’s a su auf, wie se’s eben sehn tun, meine Herrschaften, zu sitten (solchen) großen und kleenen Glaskugeln. Und wer nu vermeints wegen ’ne Vase oder so was schön Geformtes machen will, der steckt halt die Kugel noch amal ins Feuer, daß se und wird wieder glühnig. Und dann, sehn Se, wohlgeborne Herrschaften, da kommt eener von den böhmischen Jungen und stellt sich vor die Rüstung hin — a so genannt ma den Stand vo da Glasmachern. — Und sehn Se, der Junge dorte tunkt ’ne Holzform, die is inwendig hohl, ins Wasser und stellt se dann vor die Rüstung auf die blanke Erde. Un der Glasmacher, sehn Se, steckt die Kugel in die Form und bläst auf beede Backen, so viel a kann und dreht die Pfeife rasnig schnell dabei. Der Junge aber drückt fest auf die Form, wenn se auch gleich zu brennen anfängt. Und nu wer’n Se sehn, wenn a aufkloppt, is de Vase fertig. Sehn Se, daß ich recht hab’, sehn Se? Sehn Se?“

Und stolz wies er auf den vordersten der vierzig Glasmacher, der tatsächlich eben am Ende seiner Pfeife eine Vaseform aus dem dampfenden Modell hob.

Die Fremden sahen dem allen teilnahmsvoll zu. Einige belächelten die komische Art des „konzessionierten Hüttenführers“, und auch über die grell beleuchteten Gesichter der Glasmacher huschte oft ein lustig-ironisches Grinsen.

Mit Bernhard Franke aber tauschten sie schnell ein vertrautes Grußnicken; denn er kannte sie alle. Viele unter ihnen waren seine Schulkameraden gewesen. Manchen Graubärtigen hatte er schon als Knabe auf der Rüstung da droben schweigen sehen. Und auch den jungen Nachwuchs kannte er wohl, der da mit den Alten in Geschwindigkeit und Kunstfertigkeit wetteiferte.

Bernhard Franke waren die Mühsale dieser Tätigkeit vor dem offenen Feuerschlunde früher als etwas ganz Selbstverständliches erschienen. Heute, da er alles in der Heimat mit andern Augen ansah, erschien ihm das Los dieser Männer, die in solcher Lage alle Tage sechs bis acht Stunden ununterbrochen und fieberhaft tätig sein mußten, plötzlich unsagbar schwer. Das zwecklose und neugierige Gaffen der Fremden widerte ihn darum an, ebenso die Erläuterungen des albernen alten Mannes. Er umschritt die Schranke (was ihm gestattet war) und trat an die andere Seite des Ofens, auch hier die Glasmacher stumm begrüßend.

Nun erst konnte er genießen, wonach er sich in mancher einsamen Nacht gesehnt: die Poesie dieser rührigen Arbeitsstätte.

Schon als Knabe hatte er für sie ein dunkles Empfinden gehabt. Später ergöhte er sich oft bewußt, wie heute, an dem Leben und den Farben dieses hohen, weiten Raumes.

Bläuliche Dunkelheit erfüllte ihn; denn die zwanzig Glutstrahlen des Frittofens vermochten weder die Tiefe noch die Höhe des fensterarmen Raumes zu durchdringen; noch weniger gelang das den schwächeren Holzfeuern in den „Kühlöfen“ der Seitenwände. Sie vergrößerten vielmehr die Dunkelheit noch durch den leichten, blauen Dampf, der ihren Öffnungen entströmte und erst droben in den breiten Dachluken einen Ausgang fand. Der Rauch hatte die Wände und

alles Balkenwerk kohlschwarz gebeizt, und auf diesem samtfarbenen und weichen Hintergrunde schwebten nun die glühenden Glasgebilde an der Spitze der Pfeifen wie riesige Glühwürmer hin und her, wenn die Bläser ihre Werkzeuge in hohem Bogen über ihren Köpfen schwingen.

Bernhard Franke konnte nicht müde werden, diesem Funkspiel zuzuschauen, denn er eben nur das lautlose Umherschweben der Johanniswürmchen im lauwarmen, nächtlichen Sommerwalde zu vergleichen wußte. Die Gestalten der Glasmacher, wie sie da, nur mit Hemd und Hose bekleidet, vor den Weißglutklünden standen, mit höllenartigem Glaste übergossen, weckten ihm immer die Erinnerung an gruselige Fabelgeschichten, an denen er sich als Knabe berauschte, wenn er zu einem Lichtenabende mitgenommen wurde. Spuk- und Gespenstermären bildeten dort ja die Hauptunterhaltung. Kobolde und Wichtelmännchen gingen in diesen Lichtenabendmären um, den flinken böhmischen Abträgerjungen gleichend, die die fertiggeblasenen Glasgefäße da vor ihm auf langen eisernen Haken in die Kühltöfen beförderten. Versunken der Kindheit gedenkend, schaute er so in das mystische Treiben vor sich hinein, bis ihn plötzlich ein halblauter Gruß aus seinem wachen Träumen riß.

Einer der Glasbläser, der zu kurzer Rast von der Rüstung herabgestiegen war, hieß ihn vertraut-freundschaftlich in der Heimat willkommen. Auch Bernhard Franke freute sich des Wiedersehens mit diesem Schulkameraden und fragte nach seinem Ergehen.

„'s geht mir schlecht, Bernhard, recht schlecht!“ antwortete der andere traurig. Er hieß Heinrich Böhmelt.

„Nicht doch! Wo fehlt's denn?“

„'s sind die Augen! Wird wohl der Star werden, wie's bei uns so Mode is!“

„Mach nicht Geschichten, Heinrich! Seit wann klagst du denn?“

„Schon gleich, nachdem Ihr ausgerückt wart, mußte ich zum Augenarzt in die Stadt. Der machte ein bedenkliches Gesicht. Am

besten wär's“ sagte er, „Sie gäben Ihre Beschäftigung ganz auf. Vor dem glühenden Ofen wird's überhaupt nicht mehr besser.“ Na der hat gut reden! Was soll ich denn anders anfangen? Und ich kann doch nich mit Weib und Kindern betteln gehen!“

„Ja, ja!“ sagte Franke nickend. „Es fehlt eben an einer Ruhestandskaße für die Hüttenarbeiter.“

„Freilich fehlt's an so was! Und wer soll nu unsereinem zu Hilfe kommen?“

Der Glasmacher rückte an seiner dunklen Schutzbrille, als sei ihm was in die Augen geflogen.

„Seitdem ist's aber noch schlimmer geworden,“ fuhr er dann müde fort. „Der Direktor hat wieder 'ne neue Opalmischung erfunden, so 'ne goldgelbe. Sie ist sehr schön, aber im Ofen schrecklich grell und brennt fürchterlich in die Augen bei der Arbeit.“

„Eine neue Mischung?“ fragte Bernhard Franke, und es war seiner Stimme anzuhören, wie sehr ihn diese Neuigkeit erregte. Er war ja schon mehrfach Zeuge neuer Erfindungen dieses genialen Glaskünstlers gewesen. Und jedesmal, wenn der Direktor eine längst vergessene Herstellungsweise von Kunstglas wieder aufleben ließ oder eine neue Glaszusammensetzung mit nie gesehenem Farbenfeuer ersann, hatte der Hüttenbetrieb einen neuen Aufschwung genommen.

Immer war's für Bernhard Franke darum eine reine Freude gewesen, von solchen Neuerfindungen zu hören.

Heute aber nicht.

Eah er doch nun an einem ganz bestimmten Beispiele, wie der Aufschwung des Ganzen über Gesundheit und Glück des einzelnen gefühllos hinwegging.

Und dieser einzelne stand ihm nahe und war ein sorgenbelasteter, guter Familienvater. — — —

Noch befangen in solchen Gedanken, überschritt er die breite Holzbrücke, die vom Hüttenplatze zu den Wohngebäuden der Direktoren hinüberleitete.

Fedor Sommer

Knieholz

Das Knieholz wird dem Laien immer eine Bergkiefer bleiben, die sich unter dem Zwange ihrer Lebensbedingungen die Gestalt schuf, in welcher allein sie sich erhalten kann. Seine Samen werden gewöhnlich erst im dritten Jahre der Zapfenbildung reif. Es ist jeder Unbill gewachsen, die aus den Verhältnissen des Standortes hervorgeht. Bei dickem Nebel, der sich schwer auf die Lungen legt, glitzern die prallen Nadeln vor Behaglichkeit. Den Winterschnee umfängt es mit klammernden Armen und schafft sich eine wohlige Hülle, die den eisigen, lebentötenden Frost fernhält. Mag der Hang, auf dem das Knieholz siedelt, noch so steil sein: Lawinsturz ist da ausgeschlossen. Geröll, das von oben niedergeht, fängt sich massenhaft in den Nestern; zentnerschwere Blöcke sind nicht imstande, die zähe Kraft der Knieholzäste zu überwinden. Bricht aber einmal ein täppischer Steinriese seitwärts nieder und zerschlägt einem der Kriechenden Gesellen die Glieder, so strebt der unversehrte Rest an den Seiten des Albes wieder hervor und grünt fröhlich weiter. Nur einem Feinde muß das kampffrohe Gewächs erliegen: dem Menschen. Gegen den Schädling, der mit dem scharfen Messer ihm die hellgrünen Sprossen herausschneidet — sei es, um sie in höchst überflüssiger Weise an den Wanderstab zu knüpfen, sei es, um das duftige Krummholzlöl daraus zu gewinnen, hat der Strauch keine Waffen. Und auch die Baudenwirtschaft im hohen Gebirge tut ihm Schaden. Das plumpe Rindvieh trampelt die schwächeren Latzchen nieder. Der Senn holt sich gern einige Äste zur Feuerung, weil das harzreiche Holz vorzüglich brennt. Weite kahle Stellen fraß in einer Zeit, die noch nicht lange vorüber ist, die Almwirtschaft in die Knieholzbestände; die Hönigen (hohe Stellen) entstanden, Wiesenflecke,

für deren Heustapel der Pascher ein verständnisvolles Schmunzeln übrig hatte. Nachts barg er Tabak, Wein und andere schöne Dinge darin, die sein Kollege von drüben dann in der nächsten Nacht abholte. Arbeitsteilung! — Ein gastlicher Wirt ist diese Kiefer für Schwache und Schutzbedürftige. Blaue, rote, gelbe Blütenköpfe hochstengeligter Kräuter erheben sich in Menge aus den Lücken zwischen den weitgestreckten Ästen. Das ganze Geschlecht der Heidelbeere haust unter ihren Dächern. Die Muldbeere (aus der Verwandtschaft der Brombeere) reckt ihre einblütigen Stiele in sicherem Versteck. So übertrifft der Unterwuchs des Knieholzwaldes an Fülle und Mannigfaltigkeit den der Forsten. Wo der Boden dem Krummholz nicht völlig zusagt — es hat die Feuchtigkeit lieber von oben als von unten her — da läßt es zwischen sich Raum für hellgrüne schimmernde Weiden und für üppige Farnwedel.

Wo aber Unerbarmung und kurzsichtige Habgier die Bestände des Knieholzes vernichtet haben, da toben alle die schlimmen Gewalten ungehindert zu Tal, deren Weg es verbaute. Steinschlag, Lawinsturz, Hochwasser treffen menschliche Wohnungen da, wo man die natürliche Schutzwehr niederriß. Darum geht man in letzter Zeit mit Strafen gegen die Knieholzmarder vor — nur leider nicht scharf genug. Denn jeder, der das Knieholz schädigt, ist ein Verbrecher an der Wohlfahrt der Gebirgsbewohner. Und es wäre zu wünschen, daß solche, denen es gelang, Zweige unbemerkt vom Ramm mitzunehmen, sich nicht in Warmbrunn oder Hirschbergs Straßen ungestört mit ihrem Raube brüsten dürfen. — Man forstet jetzt auch kahle Lehnen wieder mit Knieholz auf, wobei man die traurige Erfahrung machen mußte, daß die jungen Pflanzen häufig eingingen! Die Großgrundbesitzer des Gebirges haben Banden, deren Besitzer die Almwirtschaft betrieben, zeitweilig angekauft und verschwinden lassen, um dem Kiefernstrauch Raum zu schaffen. Die Zukunft wird zeigen, ob durch solche Maßnahmen die Sünden der Vergangenheit ausgeglichen werden können.

Karl Meyer-Fronnhald

Knieholz

Das Knieholz wird dem Laien immer eine Bergkiefer bleiben, die sich unter dem Zwange ihrer Lebensbedingungen die Gestalt schuf, in welcher allein sie sich erhalten kann. Seine Samen werden gewöhnlich erst im dritten Jahre der Zapfenbildung reif. Es ist jeder Unbill gewachsen, die aus den Verhältnissen des Standortes hervorgeht. Bei dickem Nebel, der sich schwer auf die Lungen legt, glitzern die prallen Nadeln vor Behaglichkeit. Den Winterschnee umfängt es mit flammernden Armen und schafft sich eine wohlige Hülle, die den eisigen, lebentötenden Frost fernhält. Mag der Hang, auf dem das Knieholz siedelt, noch so steil sein: Lawinsturz ist da ausgeschlossen. Geröll, das von oben niedergeht, fängt sich massenhaft in den Nestern; zentnerschwere Blöcke sind nicht imstande, die zähe Kraft der Knieholzäste zu überwinden. Bricht aber einmal ein täppischer Steinriese seitwärts nieder und zerschlägt einem der Kriechenden Gesellen die Glieder, so strebt der unversehrte Rest an den Seiten des Albes wieder hervor und grünt fröhlich weiter. Nur einem Feinde muß das kampffrohe Gewächs erliegen: dem Menschen. Gegen den Schädling, der mit dem scharfen Messer ihm die hellgrünen Sprossen herausschneidet — sei es, um sie in höchst überflüssiger Weise an den Wanderstab zu knüpfen, sei es, um das duftige Krummholzl daraus zu gewinnen, hat der Strauch keine Waffen. Und auch die Bändenwirtschaft im hohen Gebirge tut ihm Schaden. Das plumpe Rindvieh trampelt die schwächeren Latschen nieder. Der Senn holt sich gern einige Äste zur Feuerung, weil das harzreiche Holz vorzüglich brennt. Weite kahle Stellen fraß in einer Zeit, die noch nicht lange vorüber ist, die Almwirtschaft in die Knieholzbestände; die Hönigen (hohe Stellen) entstanden, Wiesenflecke,

für deren Heustapel der Päscher ein verständnisvolles Schmunzeln übrig hatte. Nachts barg er Tabak, Wein und andere schöne Dinge darin, die sein Kollege von drüben dann in der nächsten Nacht abholte. Arbeitsteilung! — Ein gastlicher Wirt ist diese Kiefer für Schwache und Schutzbedürftige. Blaue, rote, gelbe Blütenköpfe hochstengeliger Kräuter erheben sich in Menge aus den Lücken zwischen den weitgestreckten Ästen. Das ganze Geschlecht der Heidelbeere haust unter ihren Dächern. Die Multebeere (aus der Verwandtschaft der Brombeere) reckt ihre einblütigen Stiele in sicherem Versteck. So übertrifft der Unterwuchs des Knieholzwaldes an Fülle und Mannigfaltigkeit den der Forsten. Wo der Boden dem Krummholz nicht völlig zusagt — es hat die Feuchtigkeit lieber von oben als von unten her — da läßt es zwischen sich Raum für hellgrüne schimmernde Weiden und für üppige Farnwedel.

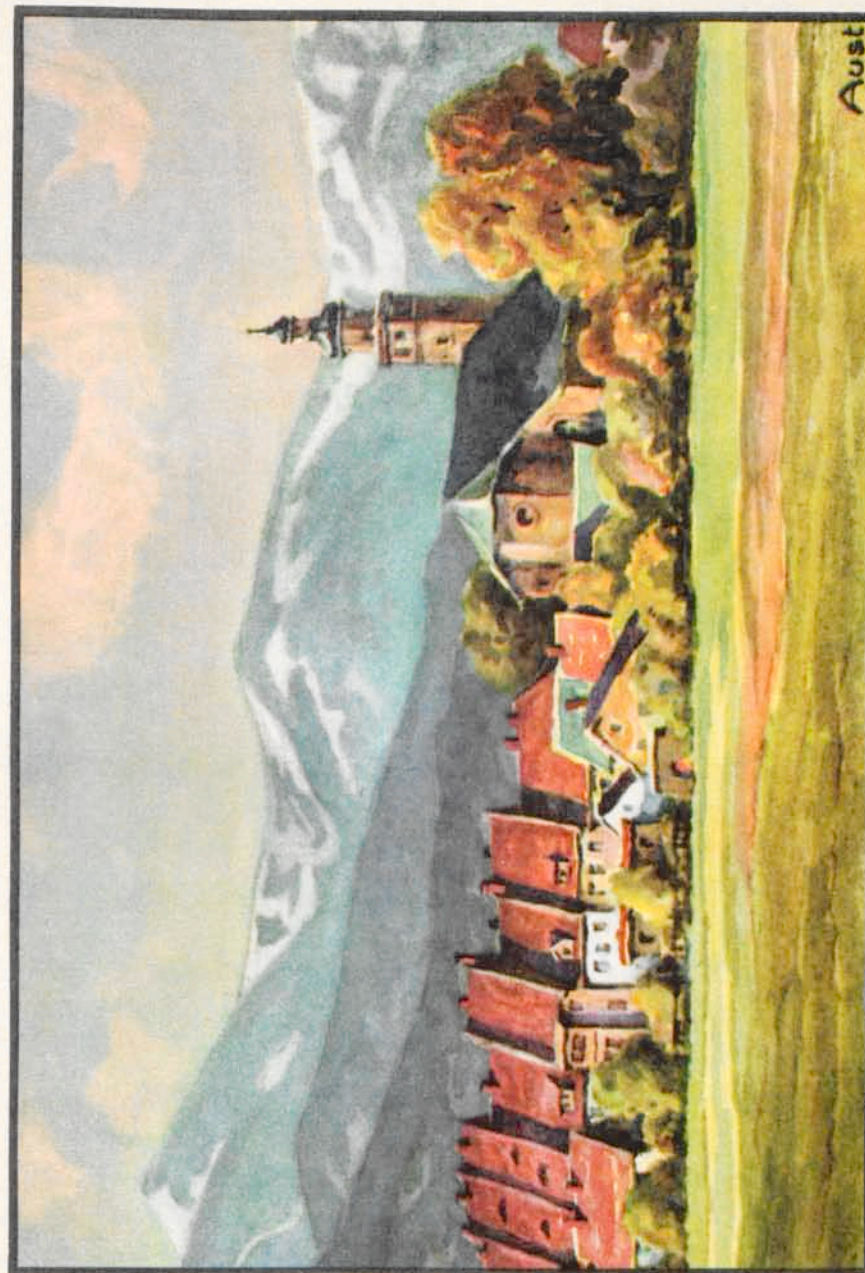
Wo aber Uvernunft und kurzsichtige Habgier die Bestände des Knieholzes vernichtet haben, da toben alle die schlimmen Gewalten ungehindert zu Tal, deren Weg es verbaute. Steinschlag, Lawinsturz, Hochwasser treffen menschliche Wohnungen da, wo man die natürliche Schutzwehr niederriß. Darum geht man in letzter Zeit mit Strafen gegen die Knieholzmarder vor — nur leider nicht scharf genug. Denn jeder, der das Knieholz schädigt, ist ein Verbrecher an der Wohlfahrt der Gebirgsbewohner. Und es wäre zu wünschen, daß solche, denen es gelang, Zweige unbemerkt vom Ramm mitzunehmen, sich nicht in Warmbrunn oder Hirschbergs Straßen ungestört mit ihrem Raube brüsten dürfen. — Man forstet jetzt auch kahle Lehnen wieder mit Knieholz auf, wobei man die traurige Erfahrung machen mußte, daß die jungen Pflanzen häufig eingingen! Die Großgrundbesitzer des Gebirges haben Bänden, deren Besitzer die Almwirtschaft betrieben, zeitweilig angekauft und verschwinden lassen, um dem Kiefernstrauch Raum zu schaffen. Die Zukunft wird zeigen, ob durch solche Maßnahmen die Sünden der Vergangenheit ausgeglichen werden können.

Karl Meyer-Grommhold

Aufstieg zur Koppe

Trotzdem der Riesengrund in allen seinen Verhältnissen der Schneegrube überlegen ist — Brunnberg und Koppe ragen mehr als 600 Meter über die Talsohle auf —, trotzdem er in der Kühnheit seiner Teile ihr nirgend nachsteht und trotzdem auch die einsam vom Höhenrand hereinschauende menschliche Wohnung nicht fehlt, will sich doch der Eindruck schreckhafter Wildnis hier nicht einstellen. Es fehlt der Hauch des Firnsfeldes; der Anblick der Hütten im Grunde, das Bewußtsein des sicheren Daches hinter uns und die Stimmen der Menschen, in deren Gesellschaft wir sitzen: alles miteinander hält das beklemmende Grauen fern, das sich in den Klüften der Schneegruben so leicht heranschleicht. — Aber wenn goldgelb die Sterne vom blauen sammeten Baldachin durch lauwarne Nachtlust funkeln, oder wenn silberne Mondsfäden an den kahlen Zinnen flattern und dicht neben ihnen des Todes Schattenreich zwischen den Steinen droht: dann ist es Zeit, durch den Kessel zu streifen, den Weg am Hang emporzuklimmen, dann steht sie, die nicht Bangen, nicht Hoffen kennt, die ewige wesenlose Natur, in furchtbarer Erhabenheit auf, den Menschen, des Wunsches Kind und Diener, in die Knie zu zwingen.

Wenn beim grauenden Morgenlicht die Fenster deines Kämmerleins klirren, wenn das Haus bebzt und die heulende Meute des wilden Jägers übers Haus dahinfährt, so wundere dich nicht weiter, daß es im engen Tal möglich sei; es ist nichts Besonderes an diesem Ort und verspricht dir einen kühlen Aufstieg zur Koppe. Am Koppbach tickt in Einsamkeit die Maschine, welche den Koppenhäusern das Wasser zuführt. Wenn du am Riesberg steil aufsteigst, da drängt die Winds-



Dr. Paul Aust: Schmiedberg (Riesengebirge)

Volksbücherei
des Kreises
Hirschberg i. Rsgb.

braut wohl gewaltig gegen dich an; aber sicherer Weg unter den Füßen und das schützende Haus nicht mehr weit, kannst du des Sturmes lachen. Die Hütten im Tal werden unglaublich klein. Nun wirft der Bergesalte gar mit Nebelballen vom Hang des Brunnberges herüber, doch unschädlich fallen sie in den Kessel — hallo! und der Koppengipfel bleibt frei! Da — ein Vöglein huscht über den Fels, legt die Flügel an und will sich senken, doch nur für eines Pulses Länge. Schon hebt sich's wieder, aber mit einem Ruck hat es sich herumgewirbelt; und nach kurzem Flug wieder ein Zucken, und wieder schießt es in anderer Richtung dahin. Da ruft es auch halb klagend, halb sehrend durch die Luft: trui trui — so ähnlich klingt es, läßt sich aber in menschlicher Rede nicht nachahmen. Möge dieser Vogelflug uns ein gutes Zeichen sein. Das Tierchen ist der seltene und darum viel verfolgte Blauvogel (Art der Braunnelle), der diesseits der Alpen in Deutschland nur um die höchsten Zinnen des Riesengebirges flattert.

Die Riesen-Bande lockt uns nicht, aufwärts geht unser Trachten. Der Jahrmarktströdel am Fuß der Koppe beschleunigt die Schritte; nur schnell vorüber! Aber tu dir die Liebe an und wähle den Jubiläumsweg zum Aufstieg, den der Gebirgsverein um den spitzen Dreikant führte; dieser Pfad erfordert kaum längere Zeit als der alte Zickzackweg, ist viel schöner, und wer eben aus dem Riesengrund heraufstieg, wird ihn gern mühelos nennen. Vor uns tut sich der walddurchrauschte Melzergrund auf, zum Fall der Lomnitz schauen wir hinüber und beobachten mitfühlend, wie die Bergsteiger aus Krummhübel an der Rückwand der Grube aufwärtskriechen. Bald fällt uns auch auf, daß uns Schiefer umgibt: die mächtigste Erhebung des Riesengebirges liegt in der Längsrichtung des Südkammes und verdankt die noch heute alles überragende Höhe ihrer widerstandsfähigen Schieferkappe. Die Trümmer bekleidet ein gelblichgrüner netzartiger Überzug, eine Flechte; diese niederen Pflanzen sind die rechten Steinfresser, die sich gar zu Lebensgemeinschaften zusammentun, um ihr Werk erfolgreicher auszuüben. Grundlage sind die Algen (zu ihnen gehört unter anderen die

Spenderin des Weichenduftes im Weißwassertal, die auch auf dem Koppengipfel horstet); sie verstehen es, ihre Nahrung unmittelbar aus dem Felsen zu saugen. Auf ihnen wachsen Pilze, die als echte Parasiten nur auf Lebewesen oder auf deren Resten zu gedeihen vermögen.

Der Weg kreuzt die Landesgrenze und eröffnet in seinem letzten Teil den Blick in die Lupengründe. Auf dem Gipfel ist es stets geraten, sich fürs erste in einer Baude abzukühlen. Das älteste Gebäude ist die Kapelle, durch deren Bau sich Hans Ulrich von Schaffgotschs Sohn einst die Gunst des Kaisers erwarb; sie diente während langer Jahre, ihrem Zweck entfremdet, als Unterkunftsstätte, die jedoch wenig Sicherheit bot. Den eisernen Ofen in ihr suchte der Bliz oft heim und vernichtete dabei auch Menschenleben. Das Gasthaus, welches auf deutschem Boden steht, brannte zweimal nieder, ehe es seine heutige Gestalt gewann. Seit dem Jahrhundertbeginn krönt der Turm einer Wetterwarte den Koppengipfel. Der Besuch des Gebäudes ist nur dem zu empfehlen, der sich in den dort aufbewahrten Geräten auskennt. Auch ein Regenmesser steht neben der Kapelle. Er wurde einst verschneit; als man ihn im nächsten Frühjahr wieder befreite, waren die Stützen unter der Last gebrochen.

Es regnet auf der Koppe weniger als auf der Kammhöhe oder etwa in den Tälern Böhmens, das dürfte dem Wanderer erfreulich zu hören sein. Immerhin hat sie fast zweihundert Regen- und mehr als zweihundertfünfzig Nebeltage im Laufe eines Jahres durchzumachen; der Monat aber, der sie am häufigsten mit Wasser überschüttet, ist — der Juli! Darum sei zufrieden, wenn bei windigem Wetter, das gewöhnlich klare Luft gewährt, sich an wechselnden Stellen die Wolkengardinen lüften, so daß du, wenn auch nicht auf einmal, doch allmählich alle Himmelsrichtungen überschauen kannst. Bleibt aber der Vorhang hartnäckig geschlossen, so Klage darüber in der Baude nicht zu sehr. Sonst sagen alte Koppensfahrer: „Das wäre ja auch noch schöner, wenn jemand beim ersten Aufstieg gleich die Rundsicht genießen dürfte!“ Ist aber am weiten Himmel kein trübes Wölkchen



Herbert Karon: Giersdorf im Riesengebirge

und die Luft sichtig dazu (in der Mittagszeit ausgeschlossen), dann verstehst du leicht, warum dem Lied von des „Deutschen Vaterland“ gerade hier oben die Weise gefunden werden mußte, wie die Tafel in der Kapelle besagt — und warum Maria Theresia, Friedrich II. große Gegnerin, Schlessien als den Edelstein ihrer Krone schätzte.

Die Rundsicht erfordert geraume Zeit, denn wer zum erstenmal auf einem so hohen Gipfel steht, verfällt zu Anfang einer Art Betäubung. Verläßt man aber in diesem Zustande die Stätte, so bleibt in der Erinnerung nichts als ein unbestimmtes Farbenmeer. Der ungeheure Kreis, in dessen Mitte sich unser Standpunkt befindet, muß in geschlossene Einzelbilder zerlegt, und jedem von ihnen müssen die Besonderheiten abgewonnen werden, ehe sich dem Gedächtnis ein allseitig begrenzter und doch in seinen Teilen klarer Gesamteindruck einprägt. Da sind zunächst die Klüften und Schründe, welche die Schneekoppe aus dem Zusammenhang der übrigen Berge herausheben; sicher tragen sie ebensoviel wie die alles umher überragende Höhe dazu bei, dem Gipfel die Eigenart einer beherrschenden Warte zu verleihen. Den Westen nimmt hohes Gebirge ein: eine Mulde, an deren Rändern starke Erhebungen aufgesetzt sind; sie endet an dem stark betonten burgmauerähnlichen Felskengipfel (Westpunkt), der allerdings nicht mehr unserem Wandergebiet zugehört. Die Ebene des Koppenplans und der Weißen Wiese, der Ziegenrücken, der tief einfallende Elbgrund, den der Panschefall unzweideutig kenntlich macht, und der Große Teich sind die hervorstechenden Züge in dieser Landschaft. Das nach allen Richtungen geschlossene Hirschberger Becken, in welchem der Prudelberg den Nordpunkt angibt, lagert wie ein Garten zwischen den finsternen Höhen, die es auf drei Seiten umklammern, während gegen Norden ein Kranz grüner Hügel die Schwelle bildet. Als Einheit muß auch die Bergwelt aufgefaßt werden, die sich zwischen Süd und Ost um die Große und Kleine Lupa schart. In ihr liegt das Nebental eingeschlossen, welches, vom östlichen Querriegel (Weiße Wiese) ausstrahlend, dem westlich belegenen Mummelgrund entspricht. Aber die begrenzten

den Rämme sind diesmal weit nach Norden und Süden hin voneinander fortgebrochen. Riesen-, Forst-, Kolbenkamm und Rehorn bilden die östliche Umwallung, der Zug, welcher bei der Seiergucke nach Südosten ausbiegt, gibt die westliche an. Er setzt bei Johannisbad den 1300 Meter hohen Vorposten des Schwarzen Berges (Südpunkt) ins Böhmerland, und dann nähern seine Ausläufer bei Freiheit sich denen des Rehorns. In die Mitte des weiten dreieckigen Beckens greift gliedernd der Rücken der Rose hinein, welcher Große und Kleine Lupa scheidet und bei der Kreuzschenke endet. — Um die Kammzüge, welche in ihrer Gesamtheit das Riesengebirge bilden, kann man die Umrisse eines vorweltlichen Ungeheuers legen: den Kopf muß die Koppe abgeben, den Leib stellt das Tal der Siebengründe mit allen seinen Umwallungen dar; daß der Schwanz und die zurückgebogenen Hintergliedmaßen im Mummelgebiet liegen, wird leicht klar werden; weitspannende Scheren, jede am Ende zweigliedrig, greifen nach der vereinigten Lupa hin. — Schließlich sei noch einiger Besonderheiten gedacht, welche unter Umständen auf dem Gipfel der Schneekoppe zu beobachten sind. Zur Zeit der niedrigstehenden Sonne kann es geschehen, daß der Schatten des Wanderers auf eine Wolkenwand geworfen wird, welche der Sonne gegenübersteht; das ist dann das bekannte „Berggespenst“. Hohen Genuß gewährt es, ein Gewitter, das unten im Tale steht, von oben zu verfolgen; der Eingeweihte wird freilich dabei nie den Gedanken an den gewaltigen Schaden überwinden können, dessen Umfang mit der Großartigkeit des Schauspiels wächst. Weniger angenehm ist es, wenn ein Unwetter sich auf den Gipfel niederläßt, solange man noch aufsteigt; da kann es geschehen, daß sich der Wanderer in einen lebenden Leuchtkörper verwandelt; bläuliche Strahlen und Farben umflimmern ihn.

Karl Mener-Grommhold

Zillertal

Die auffallende Bauart der Häuser in Zillertal im Riesengebirge scheint hier zusammen mit dem großartigen Talabschluß ein Stück der Alpenwelt uns vor Augen zu zaubern. Die Häuser liegen, wie es die Wirtschaftsformen des Alpenlandes verlangen, inmitten der zugehörigen Äcker und Wiesen; auch in den Ausmaßen der Stuben und Stallungen, wie in ihrer ganzen Anlage erinnern sie an die deutschen Alpen. Breite Holzgalerien umfassen die mehrstöckigen Gebäude von mehreren Seiten; zum Schutze derselben hängen die plattgedrückten Dächer, oft von ungleicher Länge der Seiten, weit über, und eine schräg ansteigende Erdaufschüttung, in welligem Gelände auf der höher gelegenen Seite des Hauses, der „Aufschieß“, ermöglicht den Getreide- und Heuwagen direkte Zufuhr zu dem im ersten Stock befindlichen Boden. In der Tat sind sowohl der Name wie die Bewohner des Ortes aus dem tirolischen Zillertal hierher verpflanzt worden. Nach jahrhundertlangem Schlummer hatte ein letztes Aufblühen der evangelischen Bewegung in den deutschen Ostalpen zahlreiche Familien in schwere Gewissensnöte und sonstige Bedrückungen gebracht. Da ihnen in ihrer Heimat die freie Ausübung ihrer Religion verweigert wurde, so wandten sie ihre Blicke nach Preußen, das schon ein Jahrhundert vorher (1732) den Salzburger Protestanten gastliche Aufnahme gewährt hatte. Am 20. September 1837 trafen 416 protestantische Zillertaler im Hirschberger Tal ein. Sie und ihre Nachbarn haben sich rasch in die neuen Verhältnisse eingewöhnt. Die Geschichte ihrer Leiden und ihrer Wanderung kann man noch heute aus dem Munde alter Leute hören, die als Kinder den mühevollen Zug aus Tirol durch Salzburg, Oberösterreich und Böhmen bis ins ferne



E. Springer: Zillertal (Riesengebirge)

Schlesien mitgemacht haben. Stattlicher Wuchs, lebhaftes Temperament und künstlerische Begabung zeichnen die Zillertaler vor der heimischen Bevölkerung aus. Aber Sprache, Sitte und Tracht sind mit der alten Generation größtenteils schlafen gegangen. Das Schnadahüpfel und der Jodler paßten weder in die Stimmung der Einwanderer noch in die der Landschaft, die sich zwar bis unmittelbar an den Fuß des Hauptkammes, aber in fast ebenem Gelände erstreckt. Leider ist auch die malerische Tracht beinahe verschwunden. Wohl sieht man noch hier und da die hohen und weiten, spitz zulaufenden Filzhüte, welche bei festlichen Gelegenheiten mit goldenen Troddeln verziert sind, nicht bloß von Männern, sondern auch von Frauen getragen. Aber die graue Tappe, die roten Hosenträger und der breite Gurt werden nur noch bei besonderen Gedenkfeiern, wie bei der Jubelfeier 1887, aus den Truhen hervorgeholt, haben also nur noch geschichtliche Bedeutung.

P. Regell

Auf der Schneekoppe

(Gefürzt)

Hoch auf dem Gipfel
deiner Gebirge
steh' ich und staun' ich,
glühend begeistert,
heilige Koppe,
Himmelanstürmerin!

Weit in die Ferne
schweifen die trunkenen
freudigen Blicke;
überall Leben,
überall Sonnenschein.

Theodor Körner



L. R. Meißinger: Stiller Wintertag im Tölzgebirge

Volksbücherei
des Kreises
Hirschberg i. Rsgb.

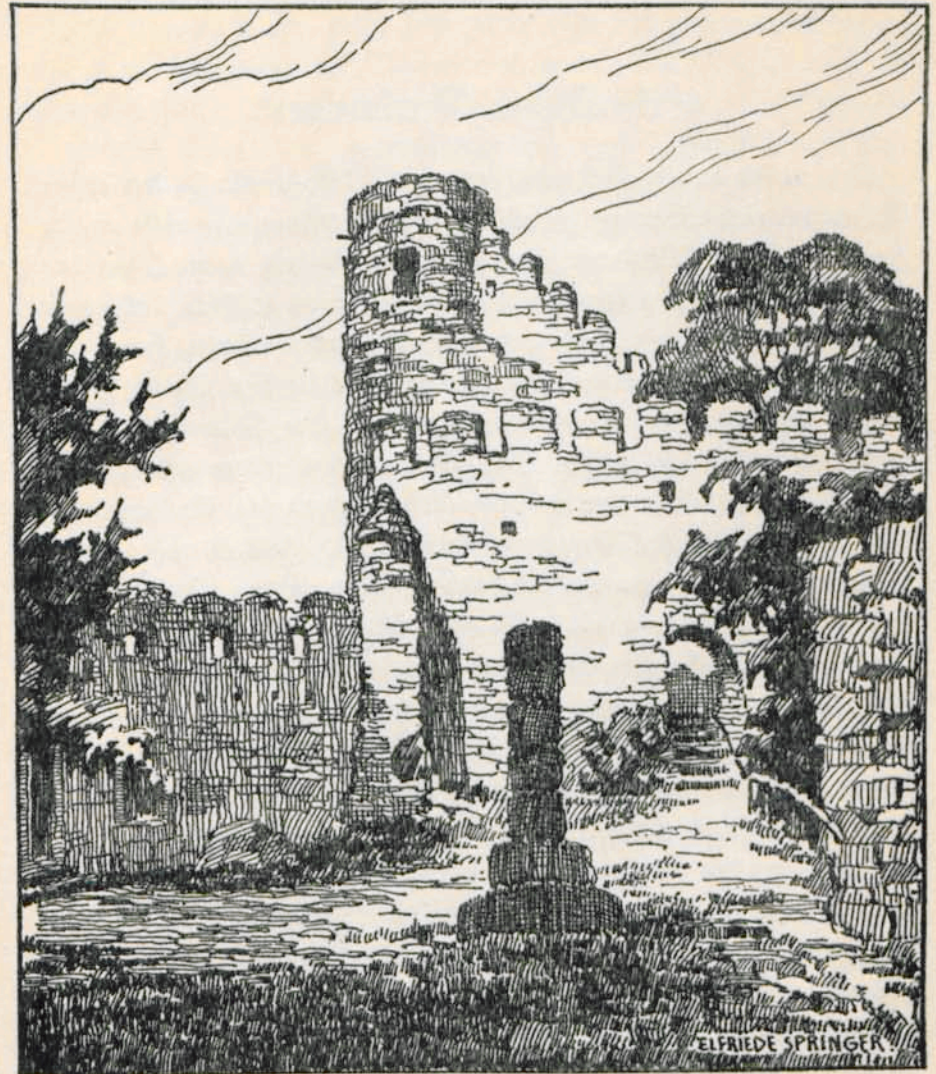
Eine Wanderung im Riesengebirge

Schönbriese, 18. August 1828

Ich machte die Fahrt von Schmiedeberg über das ganze Hochgebirge nach Schreiberhau an einem einzigen Tage, wobei ich die Koppe selbst aber nicht bestieg, weil ich sie schon kannte. In einem der hochgelegenen Dörfer versah ich mich mit einem Führer und stieg nun im eigentlichen Sinne des Wortes in die Wolken, die uns bald dicht umhüllten. So kamen wir einen der mühsamsten Pfade an der Seiffenlehne hinauf, eine Treppe groben Gerölls, die uns 4000 Fuß über Eure Köpfe führte. Bald schreitet man zwischen hohen Tannen über ein rauschendes Bächlein, bald einmal über eine grüne, aber stets sehr feuchte Wiese, auf der die Herden mit ihrem Geläute herumziehen. Oben fing es tüchtig an zu regnen. Aber unbeschreiblich ist der Anblick, wenn der Wind die Wolkenmassen zwischen den schwarzen Tannenwäldern und durch die großen Schluchten hindurchjagt, jetzt ein weites Thal zeigt: Häuser, Dörfer, Städte werden sichtbar, weithin öffnet sich das Land auf viele Meilen mit zahllosen Ortschaften. Plötzlich schließt sich alles wieder in graue Wolken, die mit majestätischem Brausen über die Gipfel ziehen. Dies schöne Schauspiel hatte ich namentlich wieder an den Schneeegraben, und ich ziehe es einem ganz heiteren Himmel vor. Man traut seinen Augen nicht, wenn der ungeheure Wolkenvorhang auf Sturmschwingen sich öffnet, würdig eines Schauplatzes von Tausenden von Flächenmeilen, die man hier rings übersieht. Je weiter man blickt, immer sieht man noch einen Streif, einen Punkt, und dieser Punkt ist eine Stadt, ein Gebirge oder ein Wald, über welchem hoch die Wolken ziehen, die doch wieder tief unter dem Beschauer liegen. Äußerst lieblich sind die großen Leinwand-

bleichen, die in schneeweißen, regelmäßigen Figuren zwischen den blauen Spiegeln der kleinen Seen in den schwärzlichen Waldungen schimmern. Die Straßen ziehen sich wie feingeschlängelte Fäden über die Berge, die, wenn sie auch kuschend erstiegen wurden, von hier ganz flach erscheinen. Zwischen ihnen winden sich meilenlang die Dörfer und Städtchen mit ihren sauberen, weißen Wänden und glänzenden, silbergrauen Schindeldächern. Unmittelbar zu Füßen hat man einen Abhang von etwa neunhundert Fuß steiler Felswand. Noch am Abend stieg ich mühsam hinab in das schauerliche Tal, in das die Elbe über zahllose Zacken und Gerölle in kleinen Fällen hinabgleitet, die zusammen einen großartigen Anblick gewähren. Auch meinen Liebling, den Zackelfall, sah ich noch im Halbdunkel aus dem Tenselstal und übernachtete in einer Glashütte am schäumenden Zacken. Am folgenden Morgen früh besuchte ich den Rochelfall und den Rynast, dessen romantische Legenden Euch bekannt sind. Wahrlich, nur ein grausames Herz konnte verlangen, aus dem hochgelegenen Fenster auf die Ringmauern hinauszureiten, wo an keine Umkehr, nicht einmal an ein Absteigen zu denken war. Immer tiefer senkt sich der Abhang unter der Mauer, die Spitzen der höchsten Firsten verschwinden vor dem Auge des Reiters, und schon, dem Eingang der Burg nahe, gähnt ein Abgrund herauf, der, der Schlange gleich, den von Entsetzen erfaßten Unglücklichen in den Untergang zieht. Welch furchtbarer Fall des gewappneten Reiters und Rosses auf diese Felsspitzen.

Helmuth von Moltke
(an seine Mutter)



Elfriede Springer: Burg Rynast (Riesengebirge)

Schlesisches Grubenland

Ich wollte es als Kind nicht ertragen. Ich wurde in den ersten Tagen von einem Grauen geschüttelt, daß ich meinte, ich müsse mit in die Tiefe sinken. Das war in den Tagen, als wir in ein Dorf der Waldenburger Berge kamen und mir die Mutter erzählte, daß unter unsern Wegen und Straßen, ja vielleicht unter unserm Hause die schwarzen Männer kriechen und hämmern und klopfen. In der ersten Nacht jagte mich ein wilder Traum, daß ich den Mann hörte, der unter unserm Hause klopfte. Ich sah das Haus zittern und wartete auf den Augenblick, in dem es in die Tiefe sinken mußte. Er kam nicht. Ja, ich ging über die Wege und Straßen und hörte es nicht einmal klopfen. Ich vergaß es. Bis ich dann einmal an einem Schacht stand und am Gitter geklammert in die nachtschwarze Tiefe starrte. Dann war das heimliche Bangen wieder in mir. Und ich verlor es nicht bis in die Tage hinein, in denen ich keine Märchen mehr glaubte. Am Ende lebt's heut noch in mir. Vielleicht ist es die Unruhe, die innere Erschütterung, die mich bewegt. Immer, wenn ich über Grubenland schreite, ist es mir, als ginge es unter meinen Füßen mit.

Dann werden mir auch Städte und Dörfer von dieser inneren Unruhe ergriffen. Und ich wundere mich nicht mehr, daß die Gesichter der Städte und Dörfer, der Wälder und Felder Trauer in ihren Zügen tragen. Wenn der dunkle Qualm der aufstürmenden Schornsteine wie ein unheimlicher Schattenzug hin übers Land zieht, duckt sich alles wie unter einem Schicksal, das stark herniederwuchtet. Alles wird zum Lastenträger. Die Menschen krümmen sich zur Erde zurück, als müßten sie ewig auf die dunklen Hammerschläge achten, die im Leibe der Erde hämmern.

Wohl lacht auch über diesem Lande die Sonne, singt Gott den Kindern die Freude vor, und doch, wenn ich an die Kinderheimat denke, sehe ich immer einen Tag über dem Dorfe und Schulhause stehen, der, mit einer unheimlichen Last bepackt, sich mühselig über den Himmel krückt. Das ist die Seele meiner Heimat, das ist Grubenland.

Als ich später über oberschlesische Erde schritt, begegnete mir das gleiche Antlitz der Erde. Über den kümmerlichen Feldern lag es wie Lasten, die sie bedrückten. Überall die zerrissenen und zerschlossenen Drähte, die ein zerfallenes Feld begrenzen. Überall die dämmernde Schwüle, die auch an den schönsten Tagen sich nicht mehr hob. Die dunklen Schwaden von Qualm und Ruß, die wuchtend über die Städte und Dörfer dahinzogen. Und in den Straßen die Menschen mit den bekümmerten Gesichtern.

Unter der Erde lief das Grauen mit, und über der Erde schrie der Lärm über allen Jammer.

Und doch mußte ich nie mit wachen Augen übers Land gewandert sein, wenn ich meinen Blick wegwenden wollte. Menschen kommen mir entgegen und gehen vorüber. Unzählige Menschen. Und doch liegt hier und da in einem Antlitz eine unermessene Helle. Sie gehen daher, als wüßten sie Wege, die aus allen Dunkelheiten führen. Ich weiß es von denen, die mir im Innersten begegneten, daß sie den Wanderer unter der Erde bezwungen haben, daß sie nicht nur Kohlen aus dem Innern hoben, sondern einen Schatz, von dem sie wissen, er wird uns mehr Segen bringen als Millionen Kohlenzüge.

Wir saßen an einem Herbstabend auf der kleinen Holzbank vor einem großen Hause, das nachbarlich sich an die ewig unruhige, schütternde Grube lehnte. Die Erde zitterte unter meinen Füßen von dem Gleichschlag der Maschinen. Die Förderglocke schrillte in regelmäßigen Abständen. Grollend rollten unzählige Wagen auf kleinen Schienen. Die Lichter flammten hier und da auf. Die Schornsteine fauchten ihren erstickenden Atem in den blaßblauen Himmel. Von unsern Füßen aus dehnte sich das gepeinigte Land. Es lief wie über eine kleine



Schwelle hinab. Hier und da kauerte sich ein kümmerliches Haus. Straßen liefen die Ebenen hinab und stiegen über einen Hügel. In der Senkung allein glänzte es silbern auf. Wasser. Jenseits des Flüßchens die weite Ebene. Verlassen und vergessen ein Baum. Weiter drüben ein halbzerfallenes Gemäuer. Wieder ein Strauch. Dann die dunklen Umrisse von ragenden Schornsteinen. Lichter huschten vorüber. Irgendwo durchzog ein schleppender Eisenbahnzug die Weite. Noch sah ich seine Bahn. Ein weißes Wölkchen begleitete ihn. Wie lang ich ihm folgte, ich weiß es nicht. Als ich wieder über die Ebene hinsann, schien es, als stiege aus den unzähligen verfallenen Gruben und Einbruchsstellen Nebel auf und dämmerte die Weiten ein.

„Warum hältst du hier aus, Onkel“, begann ich und sah dem alternden Manne ins gebräunte Antlitz.

„Weil es mir Heimat wurde. Sieh, ich habe ein Lebensalter hier mich in den Leib der Erde gewöhlt. Von meinen Hammerschlägen erzitterte diese Erde mit. Diese Erde weiß von meinem Hoffen und Bangen und trank meinen Schweiß. Und sie weiß von meinem Gott. Ihn erlebte ich, und ihm begegnete ich in der Nacht dort unten. Und immer, wenn ich aus der Nacht in den Tag heraufstieg, empfing ich mein Leben als Geschenk. Nur ein Bergmann weiß von der Güte dieses Beschenktwerdens zu sagen, denn er erlebt es an Leib und Seele. Hier unten wurzelt meine Kirche. Und noch eins. Hier hab' ich dreißig Jahre und mehr für meine Brüder an der Oder und der Elbe gearbeitet. Geh durch die Straßen. Sieh in die Häuser. Überall ruft es dir deutsch entgegen. Deutsch sind die Häuser, deutsch die Straßen, deutsch ist der Fleiß, die Ordnung. Siehst du den Fluß? Siehst du die Hütten jenseits des Wassers, die zerfallenen Häuser? Das ist Polen.

Nun fragst du mich nicht mehr, warum ich hierbleibe. Warum sie alle dies Land lieben, alle, die mit mir Gott mit deutscher Zunge anrufen!“

Ich schwieg. Ich war still mit ihm. Es war mir, als hörte ich unter meinen Füßen einen ganz anderen Gesang. Die Häuser, die mir

begegneten, wuchsen über das eintönige Grau des Glends hinaus. Ich sah nun auch Menschen, die aufrecht gingen. Sah, wie ihre Blicke nicht nur auf der Erde hängen, sondern mit den tausend weißen Wölkchen gingen, die wie nie gestillte Sehnsüchte nach Westen wanderten. Ich verstand nun auch die unbeirrbare Zuversicht.

Und ich verwunderte mich nicht mehr, als in den ersten wahn sinnigen Polenunruhen keiner von den Unentwegten die Heimat verließ und auch mein alter Onkel als Geisel unter furchtbaren Stockhieben in das Land ohne Grenzen hinübergeschleppt wurde, aus dem er zer schlagen und zerbrochen, hungernd nach langer Irrfahrt heimkehrte und dennoch glaubte. Ich gedachte seines Wortes von dem Erlebnis des Bergmannes und wußte den Grund seiner Zuversicht.

Wer nur flüchtig über die Straßen Oberschlesiens hastet, wer nur die arbeitsmüden Menschen an sich vorübertaumeln sieht, kennt nichts von der Seele des Landes. Er sieht nur türmende Städte, in denen der Rauch schwebt. Er hört den Lärm der ratternden, schütternden Maschinen. Sieht die unerlösten Menschen wie in allen zusammengeballten Menscheniedlungen, den Großstädten, nach Taumel und Wirrsal rennen und weiß nichts von dem Angesicht des Landes.

Nur wer den Gesang der Erde belauscht, wer den Menschen in der Stille begegnet, weiß das Wunder zu fassen, daß über dem hastenden Lande es doch wie ein Segen liegt. Die Menschen, die Tag um Tag aus der Nacht in den Tag steigen, immer wieder nach schwerem Ringen das Licht wie Dank und Erlösung trinken, wissen mehr von dem ewigen Gesange Gottes.

Hans Christoph Raergel

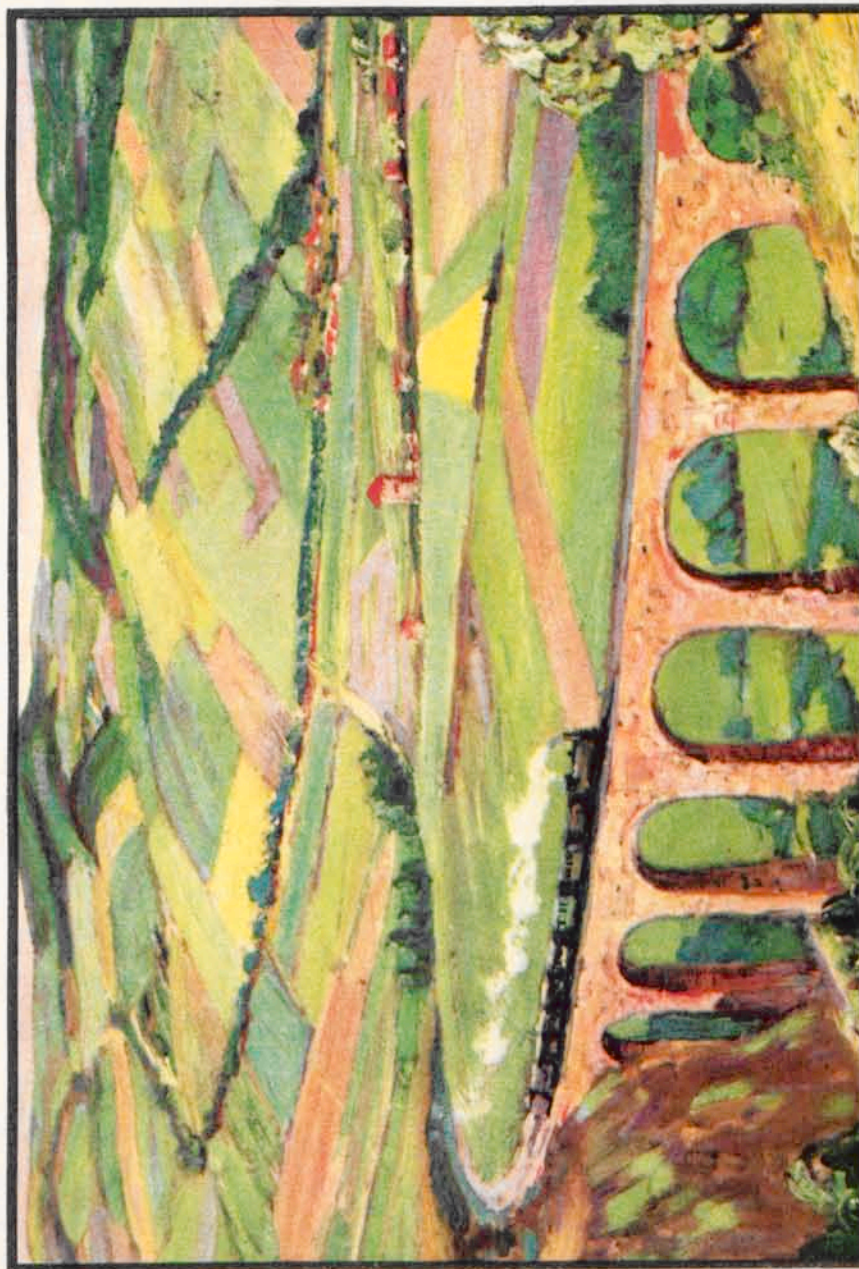
Das Eulengebirge

An klaren Tagen erhebt es sich in rötlichem Abendglanze für die Odergegend, etwa für Breslau und Brieg. Als Mauer, auf der grüne Wälder wachsen, riegelt es die Grafschaft mit dem Reichensteiner Gebirge nach der Ebene ab. Es erhebt sich langsam mit den Muttergottesbildern aus dem Warthapaf, wandelt aufwärts zur Bergfeste Silberberg, zieht träumend in Einsamkeit und Waldstille oben auf dem Kamm zur Hohen Eule und fällt stannend und unverhofft in das Wasser des Weistritztals. Hier setzt es kühn noch eine Burg, die Kynsburg, auf einen Waldgipfel. Die Berge und Hügel vor Schweidnitz sind die letzten, schon müden Ausläufer.

Mit der Grafschaft hat es bei Wartha und auf der Neuroder Seite einige Verwandtschaft, ist aber sonst völlig von ihr geschieden, besonders auch sprachlich. Der Glaser ist verschlossen, der Eulengebirgler verschwendet sich nach allen Seiten wie seine Gebirgsbäche.

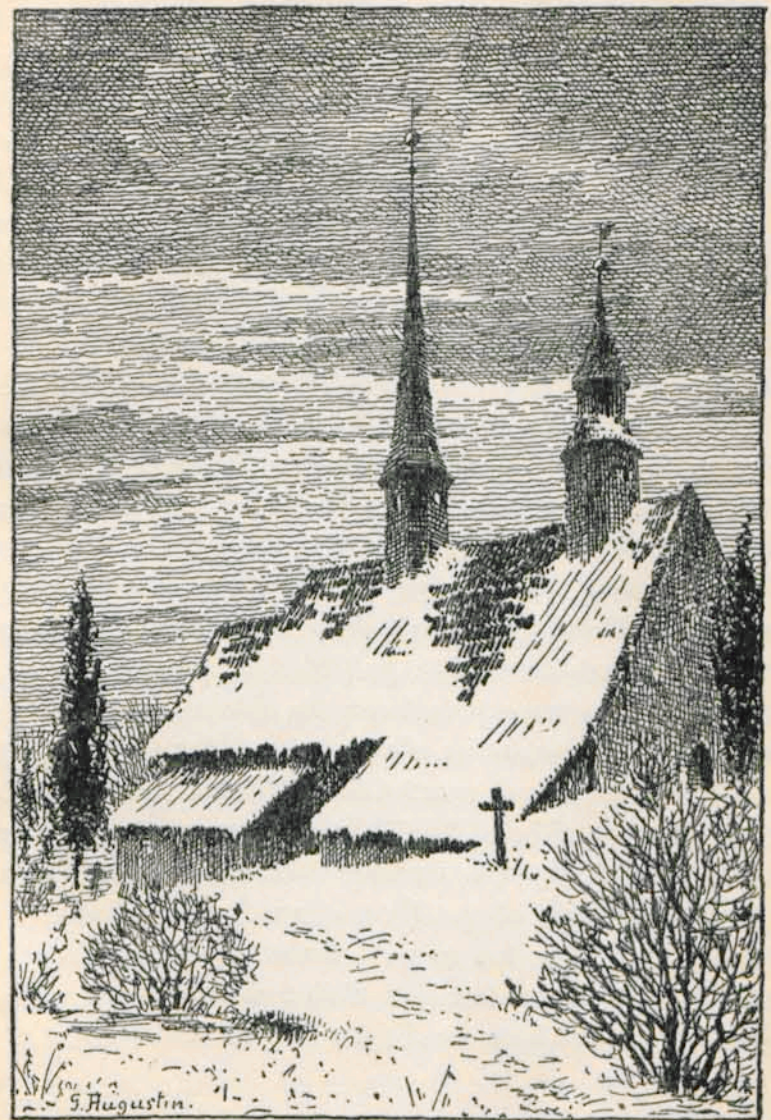
Lieblieh und frisch wie ein Naturkind ist das Eulengebirge. Sanft sind seine Linien, voller Anmut die Täler. Im Winter bis ins schöne Frühjahr hinein setzt sich die Hohe Eule freilich eine weiße Haube auf, um zu zeigen, daß sie zu den „Alten“ gehört. Dann ist sie eine richtige alte Eule.

Kränze von Vorbergen wirft sie in die Ebene, bis zum Zobten hinüber. Der steht als Wächter vor ihr und schaut, meist lächelnd, unausgesetzt in ihre Täler bei Reichenbach. Zwei kleinere Wächter hat er sogar noch neben sich gestellt. Denn in den Tälern wohnen unruhige, hitzige Geister, Driginalkünze, redegewandt, fleißig, zähe, begabt, die sogar die Berge hinauf rennen. Unter der Eule entbrannte einst der



E. Reich-Münsterberg: Ins Glaser Bergland hinein

Volksbücherei
des Kreises
Hirschberg i. Rsgb.



Gerhard Augustin: Kirche in Erlenbusch (Schlesien)

Weberaufstand. Der Eulengebirgler ist buntblütig. Immer wieder durchbricht er sich rauschend selber.

Vor und hinter der Eule raucht es aus hundert Essen. Da webt, da spinnst, da färbst, raucht, spult die neue Zeit. Hier ist der Hauptsitz der schlesischen Baumwollverarbeitung. Die Maschinen haben es gar zu toll getrieben. Deshalb sind die Zwerge vom Herrleinberge bei Langenbielau nach dem Zobten gewandert. Die Löcher, in denen sie in den Berg fuhren, die Bäume, von denen sie in die Gegend schauten, sind noch da. Jetzt stehen staunend die Menschlein davor. Die gute, alte Zeit. Etwa gut, weil sie alt, das heißt weil sie vorbei ist? Die Handweber sind oft von Hunger und Not gepackt worden.

In der blauen Dämmerung wandelst du auf dem Kamm von Silberberg, wo Reuter gefangen saß, bis zur Eule. Auf der einen Seite schaust du die vielgestaltige schlesische Gebirgswelt, das durchwühlte, kuppenreiche Waldenburger Kohlenland, auf der andern die belebte Ebene, die zur Oder eilt.

Überall rauchen, am Morgen und Abend, die Täler unter dir, blauen in der Sonne, schlummern schwer im Winterschnee, aus dem dann Menschen mit meterlangen Holzfüßen zur Höhe krageln.

Unter dem Kammwanderer liegen die Häuser, die Bäume, die Wege, die Felder, die Dörfer wie ein wunderliches Spielzeug. Mit ihnen führt der Mensch ein unterhaltsames Nachbarleben. Die Stimmung manches Landschaftsbildes ist so mächtig, daß du das Gefühl hast, daß keine Kraft diesen starken Frieden stören kann. Verweht liegt manches Gebirgsdörflein. An manchem Hause gehst du oben und in den Tälern vorüber, das noch ein starkes Eigenleben führt. Auf vielen Wegen, in so manchem Tal, fließen die berausenden Ströme der Einsamkeit. Der Atem der Heimat umweht dich überall.

Wilhelm Schremmer

Das Glazer Bergland

(Deutschlands Herrgottsauge)

Unter allen deutschen Landen ist das Glazer Bergland wohl für jeden, der es einmal wirklich erlebt hat, wie für mich, der hier in Jahren immer freudigerer Wiederkehr heimisch geworden ist, eines der schönsten Schmuckstücke auf heimischer Erde. Mitten in die mächtige Stirn der Sudeten, die Deutschland nach Österreich und Böhmen abriegeln, ist dieses urdeutsche Land hineingesetzt wie ein großes, treues Auge, das Wache hält nach Süden und das alle Schönheiten deutscher Lande noch einmal wundervoll zusammengeschlossen spiegelt. Deutsches Land ist hier.

Von allen Seiten ist dieses große Auge Gottes stark und sicher umwehrt von wuchtigen Bergwänden, vom Warthapaf hinüber zum großen Schneeberg, von dort weiter über die Höhenzüge der Ewigkeitswälder zur Hohen Mense, bis zu der gleich einem Riesensarkophage am Rande der mächtigen Talschale aufsteigenden Heuscheuer, ein einziger mächtiger Kessel von dreißig Quadratmeilen im verschobenen Rechteck, heute an drei Grenzen ehern umklammert von der neu gebildeten Tschechei. Nur im Norden der große Durchgang nach Schlesien und in Deutschland hinein, dort, wo die Naturgewalt der Glazer Neiße sich den Weg gebahnt hat. Und im Schutze dieser mächtigen Seitenwände, im Schatten der runden Kuppen und langgestreckten Gebirgszüge wohnt in grünen Tälern, an rauschenden Wassern ein Völkchen, sesshaft und von so knorriger Eigenart und wurzelkräftiger Gesundheit, daß es zum Hüter deutscher Art und deutschen Wesens in diesem ewig gefährdeten Wetterwinkel Europas wie gerufen erscheint.

Es hat viele Wandlungen und Schicksale durchlitten in den langen Zeiten, da hier im engen Raum die gleichen Völkererlebnisse sich abspielten wie jenseits der Berge auf der großen Weltbühne. Von den Tagen der Völkerwanderung an, da hier am Ausgang des zehnten Jahrhunderts die Burg Kladzko als böhmische Grenzfestung gegen die Polen aufgetürmt wurde, Slaven und Tschechen hier Fuß faßten, bis zu den kampferfüllten Zeiten der böhmischen Herrschaft sind alle Wetter der europäischen Geschichte auch über das Glazer Bergland verheerend dahingezogen. Und es ist so geblieben in den Wirren, in denen es ein Zankapfel wurde zwischen Österreich und Preußen, bis endlich der große Preußenkönig es für alle Zeiten an Schlesien und Deutschland fesselte und ihm durch die Kultur der Kolonisation jene dauernde Lebensfähigkeit und Daseinsfestigkeit gab, deren es für seinen Bestand und für seine Fortentwicklung bedurfte. Aus diesen Zeiten leben Eigenart und Eigenwille weiter in den Bewohnern des Landes und geben ihnen das Gepräge einer harmonisch in sich abgeschlossenen, treugehüteten Überlieferung.

Die Gedanken wandern nordwärts, während auf der Fahrt ins Herz des Landes das Tal der Neiße tief unten in köstlich enthüllenden Windungen die wechselvollen Schönheiten dieses Gebietes und die Eigenart seines Naturwachstums mehr und mehr erschließt: dort oben im Culengebirge über der freien Bergstadt Silberberg troßt auf schroffem Felsen das gigantische Festungswerk Friedrichs des Großen empor. Tief in das Gneisgestein hat er die Wallgräben und Kasematten wie von Zyklopen einhauen lassen. Gähmend geht im Donjon der Brunnenschacht mehr als fünfzig Meter in die Tiefe. Klirrt tief drunten noch immer der Silbertaler, den der König nach einer volkstümlichen Sage hinuntergeworfen hat, damit die Bausumme von einer Million Taler für dieses Werk allein voll werde? Liegt dort das letzte unvergängliche Stück deutschen Vertrauens auf Größe und Zukunft in einem Felsengrunde, den kein Menschenfuß betritt und keine Menschenhand je erreicht? Und die Gedanken weilen wehmütig in einer



M. E. Horst: Ostern in Schlesien

Felsenzelle, die das lodernde Freiheitsfeuer eines der deutschesten aller deutschen Männer in drei unsäglich bitteren Jahren dämpfte und erstickte: Fritz Reuter, der hier in Jugendjahren zerbrach, um als Dichter aus dem kalten, nassen Verlies wieder ans Licht und zur Sonne emporzusteigen, ein in der Jugendkraft gebrochener Mann, aber eine in Not und Entbehrung gestählte Künstlerpersönlichkeit. Ist das alles und ist dieses Schicksalsland nicht wie ein ewiges Sinnbild jener deutschen Not, die unser Volk verfolgt durch die Jahrhunderte der Geschichte und die hier noch einmal trozig und selbstbewußt aufsteigt?

Doch das schöne Land, die Anmut seiner Täler und die große Ruhe seiner unerschütterlichen Berge versöhnt und befreit. Selbst aus dem Neuroder Berglande mit seinen Schächten und Fördertürmen, da, wo noch einmal alle Mühsal menschlicher Arbeit im schwarzen Rauch am oft so südlich blauen Himmel steht, strömt noch lebenspendende Kraft hernieder ins Tal, dort, wo der silberne Gebirgsfluß, die Steine, sich den Weg bahnt an die Fahrstraße des Lebens heran. Aufwärts geht diese Straße am hohen Ufer der Neiße, senkt sich wieder, Hänge steigen, und auf einmal recken sich, wuchtig und breit gelagert, die altersgrauen, dunklen Festungswerke von Glas empor, als seien sie felsgewachsene natürliche Schutzmauern. Türme grüßen und Giebel, das Herz der Grafschaft öffnet sich: das alte, traulich verwinkelte Glas. Vom Neißetal aus klettert die Stadt am Schloßberg malerisch empor bis zu den alten Festungswerken. Über eine hochgewölbte, malerische Steinbrücke mit dem stolzen alten Brückenheiligen in barocker Lebendigkeit geht der Weg in die Stadt hinein. Zwischen Giebeln und Gassen öffnen sich malerische Durchblicke durch Lauben und Bogengänge, wandern die trunkenen Augen über immer neue Schönheiten und Freuden architektonischer Schöpfungen vergangener Zeiten hin. Alte Kirchen hüten kostbare Schätze frommer Gläubigkeit. Aber neues, starkes Leben der Gegenwart pulst durch die Adern dieser Stadt, deren Bürgerschaft sich immer die selbstbewußte Oberhoheit über das ganze Bergland bewahrt hat und die vor allem heute mit stolzer Kraft in eine neue,

hoffnungsfrohe Zukunft hineinwächst. Noch hält neben dem Rathhaus am alten Stadtbrunnen der doppelt geschwänzte böhmische Löwe stumme Wacht, aber er ist verscheucht, und Maria Theresias österreichisches Festungswerk hat der Preußenkönig als unerschütterliche Wehr gegen den ehemals feindlichen Bruder vollendet.

Weiter aufwärts an der Neiße geht die Fahrt. Höher steigen zu beiden Seiten des weitgeländeten Tales die Berghänge, und wieder wandert die staunende Freude durch eine alte Stadt, in der sich die reiche Augenschau auf engerem Raume und darum noch unendlich viel malerischer wiederholt: Habelschwerdt. Die bergige Stadt ist noch ganz wie ein wunderbarer Traum von alter, troziger Wehrhaftigkeit und Bürgerkraft. Durch enge, winklige Mauergassen auf und nieder hallt vielfach dröhnend der Schritt. Kuhl weht es in den dunklen Loggängen der niedrigen Mauertürme. Lauschig entwinden sich Gassen und Gäßchen der Neugier aufwärts in die Stadt zum Neumarkt mit der Stauensäule und zum Ring mit der Dreifaltigkeitssäule, und immer neue schöne Bilder edelsten deutschen Städtebauwesens enthüllen sich dem Beschauer.

Aber ihn zieht es abwärts zur Neiße. Steil senkt sich die Straße hernieder, und nun steht er staunend vor einem der schönsten deutschen Städtebilder. Bis zur Sohle des Tales spielen bunt durcheinander die Häuser hernieder, klettern fröhlich aus dem hellen Tal wieder in buntem Gewirr auf schmalen Terrassen empor und schmiegen sich dicht und dichter um die alte Stadtkirche, die Krönung des ganzen Bildes.

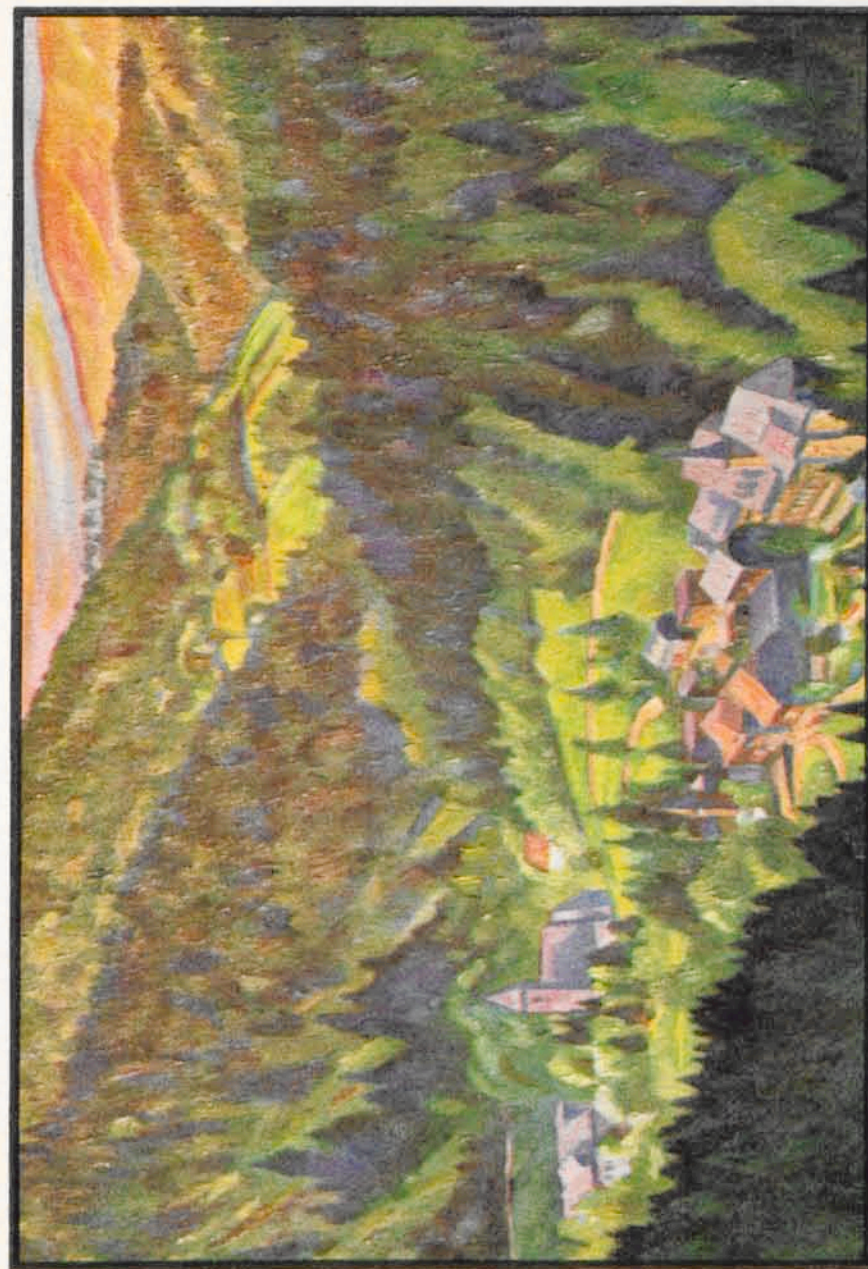
Noch freier schweift der Blick von der schönen Florianskapelle jenseits der Neiße, wo sich am 14. Februar 1745 Preußen und Österreicher im Zweiten Schlesischen Kriege zum ersten Male gegenübertraten, über ein Stadtgebilde, wie es reizvoller, vielseitiger und malerischer kaum irgendwo sonst noch in deutschen Landen gefunden und gerühmt werden kann. Und wenn die Schatten des Abends herniedersinken, wenn Dunkelheit alles Leben auffangt und eins nach dem anderen die Lichter aufleuchten, dann ist's, als sei der ganze Berg wie von

einer inneren Glut heraus mit hundert und aber hundert heimlichen Zauberflämmchen besteckt.

Am hellen Tage aber schweift die Sehnsucht in die Ferne, südwärts, wo der Habelschwerdter Gebirgskamm vom Tale der heilkräftigen Bäder bis abwärts zum Paß nach Böhmen sich ausdehnt mit seinen breiten, mächtigen Ruppen: dem Bärenwald, dem Dreitannen-berg und dem Heidelberg, über dessen hohen Rücken die heimlichen Schleichwege nach Tschechien gehen.

Nach Osten winkt eine freiere Schau. Durch weite Wiesen- und Ackerlande zieht sich die weiße Landstraße abwärts, ins Tal der Wölfe. Tiefes Brausen erfüllt das Tal, und im Wölfsgrund steht der Wanderer staunend wie an den Gletscherfällen der Schweizer Berge vor dem gewaltigen Wasserfall, der seine schäumenden Massen aus den Bergschründen in tosendem Wirbel in eine gährende Felschlucht niederwälzt. Hier beginnt eine der schönsten deutschen Mittelgebirgswanderungen. Seltsam feck schwingt sich aus der blühenden Ebene der Spizige Berg empor mit der weißen Wallfahrtskirche „Maria-Schnee“. Und ist die Höhe überwunden, dann baut sich nach Osten hin das düstere Massiv des Großen Schneeberges auf. Langsam und in mächtigen Windungen kriecht die beschattete Bergstraße an dem Rücken des trostigen Gebirgskammes empor bis zu der unwirklichen flachen Kuppe, von der aus der Kaiser-Wilhelm-Turm in einer Höhe von 1400 m das ganze Land beherrscht und hier, an der Grenzscheide der Grafschaft Glatz, der Markgrafschaft Mähren und des alten Königreichs Böhmen, wie ein letztes Sinnbild alter deutscher Kraft und Größe auf der fahlen, windüberbrausten Kammhöhe steht und weit in alle Lande hinein eine unvergeßlich schöne Schau gestattet.

Am Bielengebirge abwärts führt die Bergstraße nach Norden wieder in die Ebene. In dem windgeschützten Wetterwinkel des Tales streckt sich behaglich und zierlich das alte Schwefelbad Landeck malerisch dahin. Die Straße des Lebens führt wieder zum Herzen der Grafschaft, nach Glatz. Aber eines der schönsten Mittelgebirge des Ostens



N. van Houf: Das waldbumfrängte Wölfsgrund

Volksbücherei
des Kreises
Hirschberg i. Rsgb.

dehnt sich von Glas aus westwärts hin. Die Gebirgsbahn erschließt immer neue, immer schönere Teile des Landes, während der Zug an den Stahlbädern Altheide, Reinerz und Rudowa, den berühmtesten der Grafschaft, langsam vorbeifährt. Immer seltsamer treten nach Norden hin die Gebirgsbildungen in die Erscheinung. Plötzlich steht hoch über dem Lande eine einzelne breite Kuppe. Und je näher der Wanderer diesem Gebirge kommt, um so mehr enthüllt es sich ihm als eines der eigenartigsten Naturdenkmäler, die wir in Deutschland besitzen. Es ist, als sei in diesem Gebirge, das die Heuscheuer genannt wird, die berühmte Sächsische Schweiz in vielfach gesteigerter Monumentalität wiederholt. Dieses „reinste Tafelgebirge Deutschlands“ von Kreidesandstein hat trotz seiner waagerechten Lagerung eine Fülle gewaltiger senkrechter Spaltungen, in denen Felsmassen mit ungeheuren schroffen Steilwänden fast überall jäh emporsteigen.

In dem Felsgewirr hoch oben auf der vielfach zersplissenen Tafel ist das Bild noch unendlich viel malerischer und grotesker. Säule stellt sich neben Säule. Seltsame Gestalten, wie das Kamel, der Eberkopf, der Tanzbär, der schlafende Neger und andere, tauchen aus diesem gigantischen Felsenmeer wie unheimliche Vorweltriesen auf und geben dem ganzen Gebirge eine verwirrende Fülle und Lebendigkeit.

Aber Reinerz, der dritten schönsten Stadt der Grafschaft, streckt sich nach Süden am Erlitz- und Weistritztal hin noch ein mächtiger Gebirgskamm breitgelagert aus, das Menze- und Adlergebirge. Die Hohe Menze mit dem höchsten preussischen Dorf Grunwald hat selbst merkwürdigerweise fast alpinen Charakter, und um so eigenartiger berührt von hier aus der Blick über all die echten deutschen Mittelgebirgslandschaften, die sich dem Auge nach allen Seiten hin erschließen. Und inmitten zwischen Elbe und Oder dehnt sich eins der merkwürdigsten Hochmoore Europas aus: die Seefelder. Ode und Kahl zieht sich das heute als Naturchutzpark gesicherte Gelände zwischen den Bergen dahin. Allüberall rieseln geheimnisvolle Wässer aus den feuchten Gründen, und wo sie ihre Rinnale zu Bächen erweitert haben, da leuchtet

es aus dem Grunde in der Sonne seltsam purpurn auf. Saftiggrünes Sumpfsmoos hat dicke, weiche Polster über die Allgenschicht des Untergrundes gebreitet. Kümmerliche Zwergbirken strecken ihre dünnen Ärmchen empor; Wacholderbüsche versuchen zwischen ihnen zu leben und zu grünen. Aber silbriggraues Moos kriecht wie eine kranke Flechte langsam an ihnen empor und zerstört in unaufhaltsamem Fortgang alles Leben.

Doch unsere Augen und unsere Sinne schweifen von hier, wo uns tiefste Einsamkeit umgibt, freudig nach allen Seiten hinunter in die Täler der Menschen. Dort ist keine Ruhe des Todes, dort ist Wachstum und Entwicklung. So seltsam mutet selbst den mit der einheimischen Bevölkerung Vertrauten dieser merkwürdige und erfreuliche Gegensatz an. Es ist ein hartes Ringen um das tägliche Brot, das den Bewohnern des Glarner Berglandes vom Schicksal beschieden ist. Rarg und steinig ist das Land und muß mit Karst und Pflug tief durchwühlt werden, wenn es Ertrag und Frucht bringen soll. Darum genügt der Ackerbau nicht für die Notdurft des Lebens. Als Waldarbeiter ziehen die Männer in die tiefen Forsten. Sie gehen in die Sägemühlen und Papierfabriken, in die Steinbrüche und Schotterwerke, sind Tuchmacher oder Bergarbeiter. Und während der Mann draußen seiner harten Arbeit nachgeht, während er vielleicht ganze Teile des Jahres auch über die Grenze der Berge hinaus sein Brot verdienen muß, knacken in den niedrigen Hütten die Webstühle, gehen die Frauen unter der schweren Last gebückt mit den Erzeugnissen ihrer Heimarbeit, Handtüchern und ähnlichen Dingen des täglichen Bedarfs, stundenweit über die Berge, um drunten spärliche Groschen zu holen. Aber auch diese Hausindustrie geht mehr und mehr zurück, denn gegen die Fabrikware kommen die fleißige Hand und der fleißige Fuß nicht an.

Dennoch bleibt das Volk dieses Landes sich selber getreu. Es hat eben eine so starke, selbstbewußte Stammeskultur, es hat soviel Überlieferungen an seine schicksalvolle Vergangenheit, es hat in den Wegekreuzen und Feldkapellen soviel lebendige Zeugen seiner religiösen Ge-



P. A. Pfizner: Bei Landeck im Glarner Gebirge

geschlossenheit, es wahrte der Urväter Hausrat bis heute mit treuester Liebe — es sind eben immer noch jene Menschen, die der Dichter des Glazier Berglandes, Hermann Stehr, in seinen Büchern darstellt mit all ihrer Zähigkeit, mit all ihrer Treue, mit all ihrer innerlichen Lebenskraft, mit all der Geschlossenheit und Einheitlichkeit ihres Wesens. Gerade darum erhält sich vielleicht dieses kleine Land mit seinen wenigen, aber darum doppelt schönen Städten, mit seiner an sich geringen Bevölkerung in seiner strengen, herben Art, und so geht das Leben hier weiter, in Einfachheit und Harmonie gelebt nach dem Naturgesetz, auf Volkstum und Erbtugend fußend, ein Leben, das für den Geringsten des Volkes noch über der bloßen Arbeitsleistung steht.

Vielleicht liegt in dieser Geschlossenheit des Volkstums, wie die Grafschaft Glaz sie wohl vor allen anderen deutschen Ländern voraus hat, die große Anziehungskraft für den Fremden. Natürlich bringen zunächst die fünf wundervollen Mineralbäder der Grafschaft Glaz: Altheide, Reinerz, Rudowa, Landeck und Langenau den großen Zuspruch der Fremden, denn die eisen- und schwefelhaltigen heißen Quellen sind Stahlbäder für die Menschheit seit langen Zeiten und sind heute Kuranlagen, die auch den verwöhntesten Ansprüchen genügen. Und die vielen Tausende Deutsche, die Jahr um Jahr diese Bäder besuchen, fluten dann auch in das Land selbst hinein und finden Berührung mit der schlichten treuen Bevölkerung. Aber darüber hinaus kommen mehr und mehr auch die nicht an Bäder und Ruhe gefesselten Erholungsbedürftigen ins Glazier Ländchen. Sie alle erleben den Zauber dieses Gebietes und sind ihm dann für alle Zeit verfallen.

Aber nicht nur im Sommer, sondern vor allem auch im Winter erfreut sich die Grafschaft Glaz immer größeren Zuspruches. Ideales Gelände für den Wintersport bieten die sanften Lehnen ihrer Berge, die weiten Wiesenhänge im Überfülle. Und wer einmal auf Schneeschuhen durch die sonnigen Fichtenwälder lautlos einhergeglitten ist, während die einzelnen Bergkuppen wie in gleißendem Silber schim-

merken und darüber hoch die Ewigkeitswälder emporrauschten, der wird die Schönheit dieses Landes hundertfach erlebt haben.

Der oberflächliche Kenner vergleicht gern mit dem benachbarten Riesengebirge. Gewiß ist das Riesengebirge wuchtiger, aber in seiner einförmigen Kammgestaltung mit dem allerdings wundervollen Blick nach rechts und links in malerische Täler von erhabener und erhebender Wirkung. Dort wandert der Mensch gewissermaßen über der Natur. In der Grafschaft Glaz aber lebt er ganz in der Natur. Denn von allen Seiten zieht es ihn immer wieder in das Leben und in die Tiefe, beglückt ihn die Ruhe und Würze der waldumrauschten Täler, fühlt seine Seele sich geborgen in dem stillen Frieden einer Landschaft, die ihn hegt und hütet wie die Mutter ein Kind in ihrem Schoße.

Wie aus den Regionen des Todes steigt der menschliche Fuß über den Toten Mann rasch abwärts in die Gefilde des Lebens. Ein stiller Sommerabend in einem der schönsten Hochtäler des Glazier Berglandes gibt der Wanderung einen friedlichen Ausklang. Die Sonne geht zur Rüste, das tiefe Tal liegt schon im Schatten. Über Pohlendorf, dem malerischen Bergnest, wo Hermann Stehr, der gebürtige Habelschwerdter, in der Einsamkeit des Schulhauses zur Dichterpersönlichkeit sich formte, stehen noch ein paar Hütten im leise verglimmenden Abendlicht. Nach Osten hin verdämmern die Täler und Höhen. Nur der Große Schneeberg leuchtet noch eine Weile empor, dann ziehen die Abend Schatten auch um sein Haupt, und das treue Herrgottsauge Deutschlands ist groß und rätselvoll aufgeschlagen im weiten Weltensrund. Leise flüstert der Nachtwind durch die dunklen Fichten. Geheimnisvoller rauschen die Wasser. Ein letzter dunkler Vogel zieht lautlos durch die Luft zu Nest. Die Seele atmet tief und friedvoll auf: sie hat ein schönes Stück deutscher Erde, deutscher Heimat erlebt.

Friedrich Castelle

Dieses Buch enthält

I. Texte:

	Seite
Joseph Freiherr v. Eichendorff: Vorspruch	2
Gustav Lentelt: Iserwald	4
Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Auf dem Iserkamm	8
Johann R. A. Musäus: Der Herr des Riesengebirges (Sage)	12
Willy Meisl: Riesengebirge	14
Fedor Sommer: Glashüttenwelt	17
Karl Meyer-Frommhold: Knieholz	30
Karl Meyer-Frommhold: Aufstieg zur Koppe	32
P. Regell: Zillertal	38
Theodor Körner: Auf der Schneekoppe	40
Helmut von Moltke: Eine Wanderung im Riesengebirge	41
Hans Christoph Kaergel: Schlesiſches Grubenland	44
Wilhelm Schremmer: Das Eulengebirge	48
Friedrich Castelle: Das Gläzer Bergland	51

II. Farbige Bilder:

1. Friedr. Iwan: Klarer Sonntag im verschneiten Isergebirge	1
2. Paul Aust: Agnetendorf	16/17
3. Paul Aust: Schmiedeberg (Riesengebirge)	32/33
4. L. R. Meilinger: Stiller Wintertag im Eulengebirge	40/41
5. E. Reich-Münsterberg: Ins Gläzer Bergland hinein	48/49
6. D. van Hout: Das waldbumkränzte Wölfelsgrund	56/57

III. Schwarze Bilder:

1. Herbert Kuron: Markt in Hirschberg (Schlesien)	3
2. Herbert Kuron: Schlesiſches Baudendorf	13
3. Herbert Kuron: Riesengebirgsbaude	15
4. Otto Thiele: Agnetendorf	23
5. Herbert Kuron: Giersdorf im Riesengebirge	35
6. Elfriede Springer: Zillertal (Riesengebirge)	39
7. Elfriede Springer: Burg Kynast (Riesengebirge)	43
8. Gerhard Augustin: Kirche in Erlenbusch (Schlesien)	49
9. M. E. Horst: Oſtern in Schlesien	53
10. P. A. Pfizner: Bei Landeck im Gläzer Gebirge	59

Quellennachweis

Mit freundlicher Genehmigung der Verfasser und der Verleger sind entnommen:

Gustav Lentelt: „Iserwald“

aus: Gustav Lentelt: „Das zweite Gesicht“. Verlag C. Fischer, Berlin.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „Auf dem Iserkamm“

aus der Zeitschrift „Deutsches Bergland“. Berglandsverlag, Hohenstadt (Mähren).

Dr. Willy Meisl: „Riesengebirge“

aus der „Vossischen Zeitung“, Nr. 161 vom 5. April 1931. Verlag Ullstein, Berlin.

Fedor Sommer: „Glashüttenwelt“

aus: Fedor Sommer: „Die Fremden“. Roman. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale).

Karl Meyer-Frommhold: „Knieholz“ und „Aufstieg zur Koppe“

aus: Karl Meyer-Frommhold: „Im Riesengebirge“. Deutsche Wanderungen, Bd. 4. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

P. Regell: „Zillertal“

aus der Monographie zur Erdkunde: „Das Riesen- und Isergebirge“ von P. Regell. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Hans Christoph Kaergel: „Schlesiſches Grubenland“

aus: Hans Christoph Kaergel: „Aus Schlesiens Heide- und Bergland“. Bergstadtverlag, Breslau.

Wilhelm Schremmer: „Das Eulengebirge“

aus: Wilhelm Schremmer: „Schlesiſche Heimat“. Verlag Julius Beltz, Langensalza.

Dr. Friedrich Castelle: „Das Gläzer Gebirge“

aus: Dr. Friedrich Castelle: „50 Jahre Gläzer Gebirgsverein“. Festschrift des Gläzer Gebirgsvereins, Gläz.

Die farbigen Abbildungen verdanken wir der Firma Kaffee-Schilling, Bremen, sie sind aus deren Jahres-Kalender „Deutsche Lande — Deutsche Worte“ entnommen.

In gleicher Ausstattung

und zum gleichen Preis
wie der vorliegende Band

erscheinen zunächst in dieser Reihe:

Band I Nordsee

Band II Harz - Thüringen

Band III Schlesische Gebirge

Band IV Alpen

★

Weitere Bände sind in Vorbereitung:

Ostsee / Mark

Weser und Westfalen

Berge an Rhein und Main

2. 20

Biblioteka Muzeum Okręgowego
w Jeleniej Górze
nr inw. 6954



F. Buchholz